

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

11/2009 · 9. März 2009



## Leseland DDR

*Marion Titze*

Die retuschierte Wirklichkeit

*Frauke Meyer-Gosau*

Leseland? Legoland? Lummerland? Kummerland!

*Rüdiger Thomas*

Lebensmuster – Wege zu Christa Wolf

*Siegfried Lokatis*

Die Hauptverwaltung des Leselandes

*Christoph Links*

Was blieb vom Leseland DDR?

*Patricia F. Zeckert*

Die Internationale Leipziger Buchmesse

## Editorial

Mit der Erzählung „Was bleibt?“ löste Christa Wolf 1990 einen medienwirksamen Streit über die Literatur der untergehenden DDR aus. Zu ihrem 80. Geburtstag im März dieses Jahres blickt sie – gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Autor und Verleger Gerhard Wolf – auf eine Schriftstellerkarriere zurück, in der sich die vielschichtigen Erfahrungen mit dem „Leseland“ DDR spiegeln.

Die DDR verstand sich als Literaturgesellschaft. Bibliotheken und der Volksbuchhandel waren gut ausgestattet. Die lizenzierten Verlage produzierten neben „Klassikern“ des Marxismus-Leninismus schicke Literaturbände zu kleinen Preisen, man pflegte das „Erbe“, viele Kinderbücher waren eine Augenweide, und in Kulturhäusern beschäftigten sich „Zirkel Schreibender Arbeiter“ mit der sozialistischen Wirklichkeit, wie sie die SED wahrnahm. Hinter der Fassade vom „Leseland“ entschied die Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel im Kulturministerium über Druckgenehmigungen. Die Zensur bestimmte, was gedruckt wurde und was nicht – Letzteres häufig mit Papier- oder Devisenmangel kaschiert. Die Belletristik bot eine Nische für gesellschaftspolitische Debatten, die in der gelenkten Presse nicht möglich waren. Die Methoden der „heimlichen Leser“ bei der Beschaffung und Verbreitung unerlaubter Literatur wurden immer riskanter und ausgefeilter.

Alljährlich zur Leipziger Buchmesse inszenierte die Partei- und Staatsführung das „Leseland“. Eine erwartungsfrohe Leserschaft traf sich mit Buchhändlern und Verlegern – auch aus dem Westen. Ob sich die Messe nach 1990 neben dem allherbstlichen Branchentreffen in Frankfurt am Main behaupten würde, war lange offen. „Leipzig liest“ gilt heute als „Europas größtes Lesefest“. Indes setzt sich das Ausbluten der Verlagslandschaft in Ostdeutschland und insbesondere in Leipzig fort.

*Hans-Georg Golz*

Marion Titze

# Die retuschierte Wirklichkeit

Essay

Nicht sofort, aber bald machte die DDR einen groben Fehler: Sie zerstörte in den 1970er Jahren noch die letzte privatwirtschaftliche Initiative. Und damit den Eigensinn überhaupt. Denn Initiative ist an Impulse des Eigensinns geknüpft, an eine Tatkraft, die nicht nur am Broterwerb orientiert ist.

Stellen wir uns vor: Jemand ist Inhaber eines der stolzesten Diplome, des Kapitänspatents, und seine Liebe hing an seinem Schiff. Beim Bombenangriff auf Rostock lag es im Hafen und

**Marion Titze**  
Geb. 1953; Schriftstellerin, Journalistin und Filmemacherin; hat das DDR-Fernsehen aus politischen Gründen verlassen; seit 1988 freischaffend.  
marion.titze@googlemail.com

wurde schwer getroffen. Die einrückende sowjetische Armee aber fand für den noch schwimmfähigen Rumpf Verwendung. Bis zum Jahr 1947, dann bot sie das Wrack zum Kauf an. Unser Kapitän erwarb sein Schiff zum zweiten Mal und baute es unter unsäglichen Schwierigkeiten wieder auf. Es stach in See als Fahrgastschiff „Undine“. Es fuhr zwei Jahre lang oder drei. Dann wurde es auf Weisung der Behörden des neu gegründeten Staates zum Bergungsschiff umfunktioniert, es lagen zu viele versenkte Kriegsschiffe auf dem Meeresboden der Ostsee. Später musste es Baustoffe transportieren. Doch 1954 durfte „Undine“ wieder Fahrgastschiff sein. Bis 1975, da wurde es verstaatlicht, *volkseigen*, wird man später sagen. Unser Kapitän hatte nun zum ersten Mal Zeit, sein Leben lag brach, er wurde zum Leser.

Er verstand plötzlich auch, was es mit der kuriosesten aller Losungen, nämlich: *Überholen ohne einzuholen* auf sich haben könnte. Es könnte gemeint sein: Im Westen geht's aufwärts, im Osten nur vorwärts. Je länger

die DDR existierte, desto mehr stellte sie Zeit her, nichts als Zeit. Man nahm dem Bauer die Kuh, dem Händler seinen Laden, der Jugend den Widerspruch. Die Verantwortung schrumpfte, und wo die Verantwortung schrumpft, wächst die Muße.

Eines der Gedichte, das wahrscheinlich alle DDR-Schulkinder lernten, war Bertolt Brechts „Fragen eines lesenden Arbeiters“. Gleich in der Überschrift stößt man auf den Zusammenhang von Lesen und Fragen, mithin auf die Problematik, dass man Geister ruft, die man womöglich nicht wieder los wird. Plagegeister. Zwar gilt als ausgemacht, dass die DDR an ihrer Misswirtschaft zugrunde gegangen ist, aber angesichts der langen Lebensdauer von anderen Misswirtschaften neige ich der Auffassung zu, dass womöglich *das Lesen* die Ursache gewesen sein könnte. Denn auch meiner Erfahrung entspricht es, dass der Mensch, kaum hat er gelesen, alsbald auch fragt. Da der Sozialismus aber von seinen Funktionären als das Fraglose schlechthin gedacht war, ist ihm hier ein echtes Problem erwachsen. Und den Lesenden natürlich auch: Wer Fragen hatte und naiv genug war, sie zu stellen, galt als unbequem, als Querulant, letztendlich als Feind. Das war, wenn man so will, die unvermeidliche Karriere des Lesers. Da sich das Fragen aber nicht abschaffen ließ wie die Reisefreiheit und nicht anmeldepflichtig gemacht werden konnte wie der Besitz von Devisen, wurde die Chance, ein Naturrecht wiederzuerlangen, im Herbst 1989 beherzt ergriffen.

Ich weiß nicht, ob jemand Auskunft geben kann, was mit *Leseland* wirklich gemeint ist. Die florierenden Bibliotheken? Oder die Schriftstellerbasare, die Volksfesten glichen, weil dort auf den Signiertisch kam, was sonst nur unterm Ladentisch zu bekommen war? War es die Tatsache, dass Leute sich zum Hochzeitstag eine Reise zur Lesung ihres Lieblingsautors schenkten? Oder der Umstand, dass Lesen überhaupt einen hohen Stellenwert hatte, dass die Bücher billig waren, besser gesagt preiswert? Denn billig waren sie keineswegs. Gleich nach der „Wende“ wurden viele Ost-Berliner von ihren neuen West-Berliner Bekannten für geradezu wohlhabend gehalten, weil sie nicht Taschenbücher, sondern schöne Leinenausgaben im Bücherregal hatten.

Die Bückware Buch, war es das, was zum Mythos vom „Leseland“ beitrug? Viele der einstigen Bückwarebücher fristen heute ein Dasein, das ein wenig an Damen eines Adelsstiftes erinnert. Leicht vergilbt, ausgegliedert und verwahrt, ohne auf Interesse hoffen zu können. Dennoch erkenne ich sie, wenn ich ihrer ansichtig werde, bereits von Weitem. Neulich stieß ich auf so ein Grüppchen im Küchwald-Krankenhaus in Chemnitz. Ich musste auf meine Schwägerin warten, die nicht in ihrem Bett lag, sondern zu Untersuchungen in anderen Abteilungen war. Soviel Geduld zum Warten bringt man nur in einer fremden Stadt auf, ich beschloss, auszuharren und mich in das kleine Besucherzimmer zu setzen. Und da waren sie, die Helden meiner Jugend. Dies war eine Bibliothek für Patienten, aber die Kranken, die auf dieser Station ihre Tage zubringen mussten, waren viel zu schwach, um zu lesen. Sie erhielten ihre Chemotherapie, und wenn sie wieder am Leben teilnehmen konnten, wurden sie nach Hause entlassen.

Außerdem würden sie kaum Uwe Greßmann lesen. Greßmann war eine Art *poète maudit*, wie ihn jedes Land hat. Sie hinterlassen ein schmales Werk und eine Anhängerschaft, die sich oft deshalb bildet, weil einer früh gestorben ist und tapfer gelebt hat. Erst durch Nachrufe entsteht ihr Ruf. Ich ließ mich am Tisch vor dem Bücherregal nieder, griff nach dem Reclamband mit Greßmanns Zeichnungen, Gedichten und Briefen. „Denn es gibt einen Hunger nach authentischen Gestalten“, schreibt Richard Pietraß im Nachwort, und schildert das Leben dieses Dichters, der kaum, dass er geboren war, ins Waisenhaus kam und es nur verließ, um in eine Heilstätte für Tuberkulose einzuziehen.<sup>1</sup> Greßmann bekennt: „Die Krankheit kam wie eine Erlösung, die mir in fünf Jahren Kraft gab, mich zu finden. Nur an den Nadelstichen und Eingriffen, die ich bekam, merkte ich die Krankheit und an den Tabletten, die ich einnehmen mußte. Sonst war sie die freundliche Schwester innerer Anlagen. Und wie sie mich unterhielt, mich hieß zu zeichnen und zu dichten.“<sup>2</sup> Wir kennen solche Aussagen von Franz Kafka, wie aus der erlittenen und zugleich akzeptierten Isoliertheit

die Sprache zum Trost wird und wie ein Erweckungserlebnis empfunden wird. Wahrscheinlich war Greßmann mein Kafka-Ersatz, denn als ich Kafka dann endlich hatte, da habe ich Greßmann vergessen.

Nie vergessen habe ich „Ole Bienkopp“ von Erwin Strittmatter. Ich habe den Roman auf der Oberschule gelesen und war so inspiriert, dass ich die Figuren porträtierte. Es waren Kohlezeichnungen, und unser Kunsterzieher ließ sie rahmen und im Schulhaus aufhängen. Auch schenkte er mir, was noch schmeichelhafter war, ein kleines Inselbändchen mit Zeichnungen von Rembrandt. Wenn ich es recht bedenke, war ich nie wieder so erfolgreich. Trotzdem habe ich Ole Bienkopp verraten.

In den Jahren meiner beruflichen Isoliertheit hatte ich, wie der Kapitän der „Undine“, plötzlich unfreiwillig Zeit. Ich konnte den Ungereimtheiten nachgehen, die sich im Laufe meiner Arbeit als Journalistin aufgetürmt hatten. Wo war Trotzki auf den Fotos mit Lenin? Wer hatte ihn wegretuschiert und warum? Wer war Hannah Arendt, und warum hatte ich noch nie von ihr gehört? Fragen einer lesenden Arbeiterin in den 1980er Jahren. Doch anders als bei Brecht, dessen Teppichweber und Hirsebauern durch Fragen zur Einsicht in ihr Klassenbewusstsein gelangten, kam mir das meinige sukzessive abhanden. Mir wurde klar, dass es fast keinen Bereich gab, der auf Wahrheit beruhte, dass Lüge und Machtmissbrauch, zum notwendigen Übel erklärt, längst legitim waren, dass die Wirklichkeit retuschiert wurde. Nur diese Denkart erklärt die unglaubliche Loyalität derer, die es besser wussten und Schweigen über Verbrechen wahrten, Denunziation hinnahmen und das Brechen vormals stolzer Menschen, die nicht selten ihre Freunde waren, zuließen. Was sollte das für ein Gelobtes Land sein, wenn man es auf solchen Voraussetzungen gründen wollte?

Mir war ein wenig so, als habe man zufällig das Buch der Familie gefunden und erfahren müssen, dass die Eltern nicht die richtigen Eltern sind. Es wird nie wieder gut werden, war das deutliche Gefühl, das ich damals hatte. Das Entdeckte würde auf seine Verheimlicher zurückfallen mit einer Wucht ohnegleichen. Ich war nicht religiös und wusste kaum, was das Jüngste Gericht ist, und nie hätte ich mir

<sup>1</sup> Uwe Greßmann, *Lebenskünstler*, Leipzig 1982, S. 240.

<sup>2</sup> Ebd., S. 240 f.

träumen lassen, dass der *Antifaschistische Schutzwall* eines Tages einfach so umfällt, es war nicht mal so, dass ich es wünschenswert fand. Es war lediglich so, dass ich nichts mehr zu tun haben wollte *mit dem Ganzen*.

Ich wandte mich ab von Anna Seghers und von Brecht. Und von Strittmatter eben auch, denn sein „Ole Bienkopp“ hatte sich in meiner Erinnerung als der Roman eingemistet, als der er noch heute beschrieben wird, ein Kollektivierungsepos, LPG und so weiter. Günther Rüther gibt sein Leseerlebnis folgendermaßen wieder: „Der Nationalsozialismus und die Schrecken des Krieges veranlassen Bienkopp, der bis dahin im Dorf als Eigenbrötler und Sonderling galt, aus seiner Isolierung herauszutreten und unter den veränderten politischen und sozialen Verhältnissen der fünfziger Jahre an der Kollektivierung der Landwirtschaft aktiv mitzuwirken. Dabei stößt er auf vielfachen Widerstand. Zunächst hat er sich mit den alten Kräften im Dorf auseinanderzusetzen, dem Sägemüller Ramsch und dem Großbauern Serno, die ihre herausgehobene Stellung nicht aufgeben wollen. Aber Bienkopp setzt sich durch. Er gründet eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG), um soziale Ungerechtigkeit zu verhindern. Doch sein Tatendrang und Initiativegeist schaffen ihm neue Probleme: dieses Mal mit der Partei, der Bürgermeisterin des Ortes, Frida Simson, und dem Parteisekretär Wunschgetreu. Der eigensinnige, vorwärtsdrängende, zum LPG-Vorsitzenden avancierte Bienkopp schert sich nicht um die Anweisung der Behörden. Er geht weiter seinen Weg, auch gegen die bürokratischen Hemmnisse der Partei. Am Ende stirbt er, vereinsamt, bei der Arbeit, weil er ohne Hilfe der Partei und des Staates seiner Aufgabe nicht gerecht werden kann.“<sup>13</sup>

Gerade hat Daniel Kehlmann uns wissen lassen, und das sogar zum Thema seines neuen eben erschienen Buches gemacht: Eine Romanfigur stirbt in erster Linie, weil der Autor es so will. Und das verhält sich in einer Diktatur kaum anders. Es darf folglich bezweifelt werden, dass Ole Bienkopp aus den oben genannten Gründen ins Gras beißt. Aber weil es mir im Lauf der Jahre entfallen ist, weiß ich, während ich vor der seltsam betagten Patien-

tenbibliothek sitze, nichts mehr vom Bienkopp-Tod. Vielmehr sucht mein Blick sofort nach einem Buch, das hierher gehören würde und das wie kein zweites in meiner Generation einschlug, weil es so mutig, so leichthändig, so umwerfend selbstverständlich Schluss machte mit dem ganzen Hokuspokus von *kampferprobt* und *innerparteilich* und der lächerlichen Vorstellung, dass der Segen des Sozialismus derart weit reichend ist, dass niemand zu Tode kommt. Seit Edgar Wibeaus Abgang in Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ verfiel die Staatsmacht der fixen Idee, dass der Tod etwas Pessimistisches sei und dazu kein Grund bestehe im Sozialismus.

Und dann kam Maxie Wander mit ihren Gesprächsprotokollen unter dem Titel „Guten Morgen, du Schöne“. Sie hat das Erscheinen des Buches gerade noch erlebt, bevor sie 1977 an Krebs starb. Wohl aus Pietät durfte es über sie heißen: „Sie war eine unbequeme Zeitgenossin, unbequem, weil unbestechlich und von Zorn erfüllt über die Korruption, das Konsumdenken, das blinde Sichfügen und Resignieren vieler Menschen in unseren Reihen.“ Maxie Wanders Arbeit löste eine Welle des Dokumentarischen aus, von der am meisten der Dokumentarfilm profitierte. Junge Filmemacher taten sich zusammen, um zu gründen, was man heute ein eigenes Label nennen würde, was aber damals Fraktionsbildung hieß, Zusammenrottung. Ich befand mich auch unter ihnen. Natürlich fragten wir uns, warum eine Generation Etablierter es ignorierte, dass man die ganze nächste Generation so ins Abseits stellte. „Vor den Vätern sterben die Söhne“, hieß das makabre Spiel, das Söhne wie Thomas Brasch nicht länger Revolution nennen wollten.

Warum aber stirbt Ole Bienkopp? Jeder passionierte Leser weiß, dass ein Buch, welches wirklich den Weg ins vitale Gedächtnis finden soll, mindestens ein zweites Mal gelesen werden muss. Meist sind es Verfilmungen, die uns dazu verführen, ein bestimmtes Buch nach Jahren wieder zur Hand zu nehmen. Wir wollen vergleichen, ob der Regisseur sich an den Text hielt. Wie sieht Anna Karenina bei Tolstoi aus, und können Buchstaben überhaupt mithalten mit der Opulenz eines Filmballs, den hinreißend gedrehten Walzern?

Erwin Strittmatter wird durch die Fernsehverfilmung seiner Romantrilogie „Der

<sup>13</sup> Günther Rüther, Greif zur Feder, Kumpel, Düsseldorf 1991, S. 113.

Laden“ das Glück solchen Gelesenwerdens erfahren haben, längst pilgern Touristen zum Heimatort des Erzählers, seit er Originalschauplatz für die Dreharbeiten gewesen ist. Bestimmt wird sich die Familiensaga um Esau Matt im kulturellen Bewusstsein verankern. Ole Bienkopp aber wird in der Versenkung verschwinden und bestenfalls auftauchen auf den Werklisten des belächelten Sozialistischen Realismus. Ohnehin ist gerade die stabile Welt des Gedruckten auf dem Rückmarsch, und gewiss ist der Satz Sören Kierkegaards, sich ein Buch zu leihen, sei die beste Art, mit einem Mädchen in Verbindung zu kommen, kein Tipp mehr zum erfolgreichen Flirt.

War ich eigentlich damals in Verbindung mit einem Jungen gekommen, wo doch meine Zeichnungen an den Wänden der Schule hingen? Nein, alles, wozu ich gekommen war, war ein weiteres Buch, das Geschenk von meinem Zeichenlehrer. Das mit den Büchern hat seine Grenzen, meinte meine Mutter schon damals und stellte sie zweireihig in die Schrankwand, was dazu führte, dass sie Stalin mit *h* schrieb, was nicht passiert wäre, wenn die Bände in der ersten Reihe hätten bleiben dürfen.

Ich gebe zu, die Geschichte ist erfunden. Ich sah den Namen Stalin ein einziges Mal mit *h* geschrieben und zwar in den 1990er Jahren am Blechtor einer verlassenen russischen Kaserne, auf die jemand „Stahlin verpiss dich“ gesprayed hatte. Ich wollte mit dem Umschreiben der Geschichte auch nur sagen, dass es Menschen gibt, welche die Welt der Bücher vom Standpunkt des Staubwischens aus betrachten, Leute, die die Arbeit machen, während wir die Beine hochlegen und lesen. Auch im Leben von Uwe Greßmann hat es so eine Frau gegeben: „Herr Greßmann hat sehr viele Bücher (...) und teilweise auch hochgeschichtet, so daß es in dem an sich schon engen (1/2) Zimmer noch enger wird (...). Auch steht unter Bett und Sofa alles voll von Büchern, daß es mir einfach nicht möglich ist, diese Stellen zu säubern, was ich auf die Dauer nicht hinnehmen kann.“<sup>†</sup> Was aber ist nun mit Bienkopp?

In der dritten Stunde meines Wartens im Besuchsraum hatte ich den Roman fast bis

zur Hälfte gelesen. Das erste, was mir auffiel, war die Musikalität des Textes, und ich dachte unweigerlich an Vaslav Nijinsky, an etwas kraftvoll Durchgetanztes, vom Atem Geschaffenes. „Ich bin ein Philosoph, der fühlt“, hat der legendäre Tänzer der Ballets Russes von sich gesagt. Sein Tagebuch ist auch gleichsam getanzt geschrieben, die Eindrücke scheinen unmittelbar von der Netzhaut auf das Papier zu fallen, ja, das Präsens ist geboten, denn noch beim Lesen glaubt man, dabei zu sein.

Doch während so ein Satzstakkato den Leser gewöhnlich rasch ermüdet, ist das beim Bienkopp-Roman anders, die Kapitel sind knapp gehalten, umfassen nicht mehr als fünf Seiten, und dauernd springt ein anderer Faun auf die Bühne, und jedes Mal möchte man Szenenapplaus spenden. Das Buch ist urwüchsig komisch, aber darunter entfaltet sich kaum hörbar ein melancholisches Drama, die Trauer darüber, dass ein Narr immer fremd in der Welt ist. Don Quijote kommt einem in den Sinn, und er wird auch Strittmatter vor Augen gestanden haben, aber anders als der Landjunker von Cervantes ist Ole kein weltfremder Träumer, er ist im Gegenteil der Scout der Bauern. Der, der den Schnee riecht, bevor er eintrifft, das Geheimnis der Bienen kennt, die Sprache der Flugenten, ein Pferdeflüsterer im weitesten Sinn, dazu ein vom Kopf auf die Füße gestellter Taugenichts, ein Taugealles, weil er die Natur kennt und wie ein Übersetzer vorgeht, der ihre Hinweise wahrnimmt und entziffert. Nein, Bienkopp setzt sich weder durch, noch drängt er vorwärts. Vorwärts ist genau die Vektorrichtung, die ihm suspekt ist.

Das Buch ist 1963 erschienen, lange bevor jemand überhaupt nur einen grünen Gedanken hatte. Zum Dilemma des Seiner-Zeit-Vorauseins kommt die Ansiedlung des Stoffs im Milieu der Kollektivierung. Vielleicht muss man ein thematisch ähnliches Buch parallel lesen, um zu begreifen, dass Strittmatter kein ostdeutscher Scholochow ist und „Ole Bienkopp“ kein Bauernroman, obgleich er vom Dorfleben handelt, nur gleicht das Dorf mehr einer Urgemeinde, einem Kibbuz, alles muss irgendwie Hand in Hand gehen, und deshalb muss es freiwillig bleiben.

Das eigentliche Pendant zu Michail Scholochows „Neuland unterm Pflug“ ist Bern-

<sup>†</sup> U. Greßmann (Anm. 1), S. 193 f.

hard Seegers Roman „Herbstrauch“, erschienen 1961. Dort ist das Personal wirklich an die Scholle gekettet, und obwohl die Darstellung keineswegs plakativ ist, folgt der Autor dem Gedanken vom Eigentum als einer Geißel der Menschheit, einer Plage, die es abzuschütteln gilt, selbst wenn es schmerzt. Entsprechend beifällig sind die Kritiken, die der Klappentext mitliefert: „Herbstrauch ist durchglutet vom heißen Atem der Epoche und von heißer Liebe zu den arbeitenden Menschen. Die Lektüre wird zu einem Erlebnis, das sich tief in das Bewußtsein des Lesers einprägt. Man möchte dem Autor die Hand drücken, ihn fest umarmen und ihm sagen: Hab Dank Bernhard Seeger.“

Natürlich ist es leicht, mit solchen Zitaten ein Werk dem Spott preiszugeben, aber dafür muss man die dreihundertfünfzig Seiten nicht lesen, schon gar nicht, wenn man noch kein Kapitän im Vorruhestand ist. Nein, die Romane so vergleichend zu lesen brachte mich zu der Erkenntnis, dass Strittmatter den geschichtsphilosophischen Ansatz im Innern nicht geteilt hat. Bei ihm ringt der Mensch nicht mit den Kräften einer gestaltungsmächtigen Geschichte, seine uneingeschränkte, fast symbiotische Sympathie gilt dem Blick auf die Welt aus der Perspektive des Schusterschemels.

Jakob Böhme ist Strittmatters Ahnherr, und dass sie die Herkunft aus der Niederlausitzer Landschaft teilen, scheint nur allzu logisch. In Böhmes „Schutzrede wider Gregorius Richter“ von 1624 heißt es: „Seht doch zurück in die Welt, was Gott hat oft für einfältige Leute zu seinem Werk gebraucht. . . Wer waren die Erzväter? Schafhirten. . . Wer war Moses? Ein Schafhirte. . . Wer waren die Propheten? . . . Einfältige fromme Leute, welche mit Ackerwerk umgingen. Wer war Maria, die Mutter Christi? Ein arm, fromm, verwaistet Jungfräulein. Wer war Christi Pflegevater in seiner Kindheit? Ein Zimmermann. Wer waren Christi Apostel? Allesamt arme, einfältige Handwerksleute, als Fischer und dergleichen. . . S. Paulus war ein Schriftgelehrter, aber als er ein Christ ward, so mußte er erst in seiner Kunst und Weisheit ein Narr werden, auf daß die göttliche Weisheit in ihm möchte stattfinden.“<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Hier zitiert nach: Jakob Böhme, Glaube und Tat, Berlin 1976, S. 5.

Strittmatters Roman endet, wie er beginnt: „Die Erde reist durch den Weltraum. Was ist ein Dorf auf dieser Erde? Es kann eine Spore auf der Schale einer faulenden Kartoffel oder ein Pünktchen Rot an der besonnenen Seite eines reifenden Apfels sein.“ Dazwischen stirbt Ole Bienkopp, der ein völlig neuer Heiliger ist, einer mit den Wesenszügen eines Ingenieurs. Er erlöst nicht die Armen, nicht die Leidenden, nicht die Kranken, sondern die Unbeholfenen, ja, die Unbeholfenheit selbst, weil er vorangeht im Sich-zu-helfen-Wissen. Er ist geprüft worden wie Hiob, er hat Wunder getan, und man hat sie ihm aus der Hand geschlagen, er hat sich nicht beirren lassen. Er hat auch Wunder erfahren, die Liebe zum Beispiel. Er hätte nicht zugrunde gehen müssen. Warum also stirbt er? Bienkopp stirbt einzig und allein, weil der Autor diesen Tod braucht. Man sagt ja, und man sagt es nicht nur, es ist wahrscheinlich so gewesen, dass Goethe den Werther in den Selbstmord getrieben habe, um nicht selbst Suizid zu begehen.

Das alles ist nun eine sehr private Lesart und nicht dazu angetan, sie in die Welt hinauszuposaunen. Dass es doch geschieht, liegt an diesem Artikel, den ich gerade schreibe, während immerfort zu hören ist, dass das Buch endlich gefunden sei, welches die DDR auf die literarische Formel bringe. Uwe Tellkamps „Der Turm“ sei das ultimative Kennenlernbuch in Sachen DDR. Ich kann die Begeisterung verstehen, sogar teilen. Was aber definitiv nicht stimmt, ist, dass der Weiße Hirsch die DDR war. Die DDR bestand mindestens zur Hälfte aus Grünflächen und aus Menschen, die nicht in Villen gewohnt haben. Sie war nicht etwa das „Lese-land“ eines Bildungsbürgertums, sondern massenhaft kleiner Leute, die Stalin mit *b* schrieben und ihm schon deshalb nicht gefallen konnten.

Wie wenig clever sie waren, zeigt auch das Schicksal des Fahrgastsschiffs „Undine“: „Als die Wende kam und die Privatisierung der Reederei Weiße Flotte Stralsund einsetzte, wurde klar, daß ein so altes Schiff mit seiner unzeitgemäßen Technik nicht mehr wirtschaftlich zu betreiben war. Nach vielfältigen Bemühungen, den ollen Kahn, auf dem einige Millionen Fahrgäste schöne Urlaubserlebnisse hatten, trotzdem zu erhalten, fand sich endlich der vermeintliche Retter“, schreibt Robert Rosentreter, ein Rostocker Journalist

und Historiker, der die Geschichte der „Undine“ festgehalten hat.<sup>16</sup> Seinem Bericht zufolge gab sich der Retter als Dr. med. aus und ließ sich erst einmal von einem eigens gegründeten Förderverein hofieren. Er stellte Ausflüge mit Freizeitbesatzungen auf die Beine, so nach Kühlungsborn, zur neuen Seebrücke. Auf der Adels-Nostalgie-Welle schwimmend, erhielt das Schiff den Namen „Kronprinz“: „Das alles aber erbrachte nicht die gewünschten Einnahmen und Erfolge. Im Gegenteil liefen Kosten für Reparaturen auf.“ Die „Kronprinz“ hatte die neue Seebrücke beim Anlegemanöver gerammt: 50 000 DM Schadensersatz und Schulden bei der Werft in Höhe von 56 000 Mark. „Beides wurde nicht bezahlt“, schreibt Rosentreter.

Doch der arme Förderverein fand Mitleid in Kühlungsborn und Entgegenkommen bei einer Hamburger Werft. Allein die Stadt Rostock musste es ablehnen, einen bestimmten Liegeplatz am Alten Strom zur Verfügung zu stellen, weil die begehrte Anlegestelle für den Seenotkreuzer reserviert war.

Nun entschloss sich der Retter, die Stadt unter Druck zu setzen, aber: „Dieser Nötigungsversuch schlug fehl. Längst war es auch zu Unstimmigkeiten mit dem Förderverein gekommen, der jedoch inzwischen erreicht hatte, das Schiff auf die Liste der Technischen Denkmale zu setzen. Als der Bruch mit den Rostocker Förderern und der Stadt unvermeidbar wurde, entschloß sich der Retter den Rostocker Hafen zu verlassen und das Schiff nach Barth zu verlegen, wo man ihn mit offenen Armen empfangen würde. Doch dazu kam es nicht. Am 13. Januar 1993 lief das Schiff in die komplizierten Boddengewässer ein und geriet nahe Kinnbackenhagen auf Grund. Alle Versuche, es freizubekommen, schlugen fehl. Im Gegenteil schob ein starker Sturm den Havaristen noch weiter auf das Land zu. Das war nun das Aus. Doch als der Wasserstand die nötige Höhe erreichte, und der Wind aus entsprechender Richtung zunehmend wehte, entschloß sich Armin Pfeiffer, Geschäftsführer der Barther Werft, gemeinsam mit der Firma Bossow Wasserbau das gefangene Schiff zu befreien und in die Werft zu bringen.“

<sup>16</sup> In: Schiff und Zeit, Nr. 65 (2007). Dort auch die folgenden direkte Zitate.

Unser Hochstapler jedoch verschwand bei Nacht und Nebel. Er wurde später in Hamburg verhaftet. Bestimmt hat er nun auch Zeit zum Lesen. Wahrscheinlicher aber ist, dass er eine neue Geschäftsidee ausbrüten wird. Wie heißt er doch, der Slogan der Deutschen Bank? Leistung aus Leidenschaft.

Was aber das Verhältnis von Mythos und Wirklichkeit angeht, da scheint ein Gedanke des französischen Erzählers Jules Barbey d'Aureville ins Schwarze zu treffen: Man findet Herculeum unter der Asche wieder, aber einige Jahre verschütten die Sitten einer Gesellschaft besser als aller Staub der Vulkane.

## Wir müssen reden.

Über die Zeitenwende 1989 und ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft. Seit den Friedlichen Revolutionen in der DDR und in Ostmitteleuropa sind 20 Jahre vergangen. Zeit für Gespräche und offene Auseinandersetzungen.

28. bis 31. Mai 2009 in Berlin  
[www.geschichtsforum09.de](http://www.geschichtsforum09.de)

Vorträge  
Filme  
Diskussionen  
Theater  
Ausstellungen  
Lesungen  
Workshops  
Musik



Frauke Meyer-Gosau

# Leseland? Legoland? Lummerland? Kummerland!

Essay

Sich vorzustellen, wie die Beziehungen zwischen Ost- und Westdeutschen vor mehr als zwanzig Jahren aussahen, ist heute nicht mehr ganz leicht. Die Jahrzehnte haben manches verwischt, begradigt oder ganz erledigt und lassen insgesamt jedenfalls leichter erscheinen, was damals noch von höchster,

**Frauke Meyer-Gosau**  
Dr. phil., geb. 1950; Autorin und Literaturwissenschaftlerin; Redakteurin der Zeitschrift „Literaturen“, Knesebeckstr. 59–61, 10719 Berlin.  
meyer-gosau@literaturen.de

folgenschwerer Bedeutung war. Wer sich etwa vergegenwärtigt, was in den späten 1980er Jahren die Kommunikation wie den Dissens zwischen Wissenschaftlern bestimmte, die sich mit der Literatur aus der DDR befassten, wird rückblickend vermutlich staunen – und er wird andererseits die hernach mit eisernen Bandagen und wie aus heiterem Himmel geführten „Staatsdichter“- und „Stasi“-Debatten besser verstehen. Begreifen wird er dabei in der Rückschau schließlich auch, weshalb eine so kurios wie freundlich anmutende Benennung wie die vom „Leseland DDR“ schon deutlich vor 1989 die Literatur-Spezialisten in letztlich unversöhnliche Lager teilte.

Es war an einem Abend im Spätherbst oder Frühwinter der späten 1980er Jahre. In einem Tagungshaus am Waldesrand saßen DDR-Literatur-Forscher zusammen, leicht ermüdet, aber jetzt auch entspannt: Sie hatten ihr alljährliches Treffen mit Debatten zu den Literaturverhältnissen in der DDR eben hinter sich gebracht, die wie immer kontrovers verlaufen, daher aber auch durchaus produktiv gewesen waren. Nun hockte man noch in

kleinen Runden beieinander und plauderte über dies und das, als einer der wenigen Gäste aus der DDR, ganz harmlos und wie nebenbei, in einem Satz das Wort „Leseland“ fallen ließ: „Wir in unserem ‚Leseland‘“, sagte er etwa, oder „bei uns im ‚Leseland‘“ – ob da ein ironischer Unterton mitschwang oder nicht, war nicht auszumachen, und eigentlich war es auch, nach all den Diskussionen des Tages, gar nicht mehr so wichtig.

Kaum aber war dieses Stichwort an ihr Ohr gedrungen, erhob sich am Tisch einiger jüngerer Wissenschaftler aus dem Westen Gezischel und Getuschel. Was denn das sein sollte, war zu hören: ein „Leseland“?! Ob nicht vielmehr „Legoland“ gemeint sei, ein geistiger Abenteuerspielplatz für brave Kinder, deren Eltern ihnen von Zeit zu Zeit einen organisierten Ausflug ins Reich bunter und phantastischer Heldentaten gestatteteten? Eine Sache also, so recht gemacht für eine Erziehungsdiktatur, in der selbst diejenigen, deren Arbeitsgegenstand doch die Worte seien, sich von leicht durchschaubaren Euphemismen hinters Licht führen ließen oder sich doch wenigstens, wie der Kollege hier, diesen Anschein gäben: brave Kinder, die auf weitere Belohnung rechneten. Das Volk hingegen sei da schon längst viel schlauer, realistischer eben, und schaue Westfernsehen. Und so weiter!

Das war nicht sehr freundlich, und entsprechend zeigte niemand Lust, diesen Angriff auf Benennungen und deren politische, gesellschaftliche Bedeutung weiter zu verfolgen. Klar war dabei allerdings auch: Die eigentlichen Adressaten des polemischen Hiebs waren gar nicht die wenigen Kollegen aus der DDR – Abgesandte jenes „Leselands“, von denen man folglich ohnedies nur Apologetisches erwarten konnte. Die eigentlichen Adressaten waren vielmehr die West-Forscher im Raum mit ihren möglicherweise immer noch hartnäckig haftenden Illusionen über das Wesen des „real existierenden Sozialismus“, mit ihrer versöhnlerischen Haltung einem diktatorischen System gegenüber, denen ein so niedliches Wort wie das vom „Leseland“ daher womöglich gerade recht kam: Unter dessen kuschelig-weitem Mantel konnte vieles verschwinden. Und genau dazu war der Terminus – Anfang der 1980er Jahre von niemand anderem als dem Zensur-Minister der DDR, Klaus Höpcke, offiziell ins Spiel gebracht – ja vermutlich auch gedacht.

Die einseitige und kurzzeitige Aufwallung abends beim Bier, unter Gegenwartsliteratur-Spezialisten aus der DDR und der Bundesrepublik, kam mir schon damals nicht zufällig vor: Es ging hier immer um Bilder – von der Gesellschaft, der Politik und den Bürgerinnen und Bürgern der DDR, um solche nicht zuletzt, die Autorinnen und Autoren in ihren literarischen Texten entwarfen. Und es ging, im Zusammenhang damit, um Hoffnungen oder auch Illusionen, die unter dem schon einige Jahre vor dem Fall der Mauer von einigen streng inkriminierten Begriff „Utopie“ zusammengefasst wurden – von den einen wurde sie als philosophische Leitgröße heftig bekämpft und in immer neuen Nachweisen über das wahre Wesen des real existierenden Sozialismus scheinbar demontiert; von den anderen wurde sie als ein die Ost- und West-Vertreter vereinigendes größtes gemeinsames Vielfaches, als ein alle Kontroversen letztlich immer wieder entschärfendes Wort-Fähnlein im Ideen- und Gedankengefecht hochgehalten. Für alle drei Seiten: für die ideologisch gespaltenen West-Kollegen wie die unvermeidlich als Vertreter ihres sozialistischen Staates angesehenen Ost-Forscher hing viel an diesem Begriff; ins Verniedlichen gewendet und so verkleinert, kehrte er auch im Reden vom „Leseland“ noch einmal wieder, daher die polemische Heftigkeit der Gegenredner.

Was an der „Utopie“ hing, war freilich nicht nur ein verästeltes, traditionsreiches Theorien- und Gedankengebäude, es war auch die ganz konkrete, noch unentschiedene Zukunft der Diskutanten selbst. Diejenige der Kollegen aus der DDR zunächst: Wie, unter welchen Bedingungen und mit welchem Erfolg würden sie in ihrem programmatisch besseren halben Deutschland ihre Arbeit fortsetzen, wenn die großen und ehrenwerten Ziele weiterhin nur auf dem Papier standen, ja, durch die Handlungen der Staatsorgane selbst immer wieder blamiert, ad absurdum geführt wurden? Dass es diesen Kollegen tatsächlich um eine bessere Welt ging, deren Grundwerte sich von ihrer marxistischen Ideologie ableiteten, daran war nur in sehr wenigen Fällen zu zweifeln.

Oberflächlich nicht viel anders – grundlegend anders allerdings, was die materiellen wie ideellen Bedingungen in der Bundesrepublik anlangte – schien auch die Lage der west-

deutschen Kollegen zu sein; nicht wenige von ihnen stammten aus der Studentenbewegung. Im Zusammenhang mit der „Utopie“ hatten sie anhand der Literatur der DDR einerseits, in aller wissenschaftlichen Strenge, das Verhältnis von Theorie und gesellschaftlicher Praxis zu überprüfen. Andererseits war dabei zugleich immer auch etwas zu verteidigen: Auch aus ihrer Perspektive ging es um eine bessere Welt – wobei die DDR in ihrer realen Existenz sich für die meisten schon längst als eine nicht einmal gute erwiesen hatte, vielmehr als entgleister Entwurf vor einem für nicht wenige mittlerweile auch selbst fragwürdig gewordenen „Utopie“-Hintergrund. Eigene frühere – oder durchaus auch noch gegenwärtige – Hoffnungen und Ziele also standen hier immer mit auf dem Prüfstand.

Noch einmal anders schließlich aber der Nachwuchs, der die von einer Gesellschafts-„Utopie“ ausgehende Analyse des Verhältnisses von Theorie und Praxis von einem ganz anderen Boden aus anging und in den entsprechenden Debatten immer auch seine eigene Zukunft (als künftige Hochschullehrer) verteidigte, der er hier oft zuallererst eine Gasse zu bahnen versuchte. So gesehen, handelte es sich bei den Auseinandersetzungen um scheinbar nichts als terminologische Fragen immer auch um einen Kampf gegen die Väter, um deren Versagen in der Theorie wie in der Praxis, geführt als Kampf um die Hegemonie in diesem kleinen geisteswissenschaftlichen Teildiskurs.

Eine Gemengelage war das, deren potentielle Explosivität nicht gering zu schätzen war – zumal bei alledem immer noch mitgedacht werden musste, dass die Wissenschaft von der DDR-Literatur innerhalb der Germanistik, die das gemeinsame Dach aller drei Kohorten bildete, im Westen kein allzu hohes Ansehen genoss. Die Gründe hierfür waren übersichtlich: Das Forschungsgebiet war nicht abgeschlossen – noch gab es die DDR, und die veränderte sich, nicht anders als die Literatur, die zu ihr gehörte –, überdies aber handelte es sich um einen Gegenstand, aus dem die Politik nicht einmal wegzudenken war. Handelte es sich also überhaupt um wissenschaftliches Arbeiten im strengen Sinne, wenn man sich an einem Objekt zu schaffen machte, das, wie die Literatur der DDR, programmatisch derart mit Außerliterarischem aufgeladen, das primär in einem politischen

Funktionszusammenhang zu sehen war? Wurden da nicht vor allem Meinungen produziert, Bekenntnisse abgelegt, zumal ja empirische Recherchen und also auch Beweise für bestimmte Hypothesen wegen der Unzugänglichkeit des zu erforschenden Territoriums für West-Wissenschaftler nicht zu erbringen waren?

Solche Grundvoraussetzungen waren nicht dazu angetan, die intern ohnedies prekäre Gemengelage zu entschärfen: Es ging einfach immer um allzu vieles auf einmal. Und nur vor dem Hintergrund dieses vielfach verwickelten Knäuels von Interessen, Gebundenheiten und Zwängen kann überhaupt nachvollziehbar werden, weswegen die auf den ersten Blick nichts als flapsige „Legoland“-Attacke gegen die beiläufige Rede vom „Leseland“ doch weit mehr war als dies: eine Kriegserklärung, die wie in einer Nussschale all die Debatten-Aufregungen der Nach-„Wende“-Zeit schon in sich hatte.

Mir selbst war die Wendung vom „Leseland“ immer teils lächerlich, teils ärgerlich erschienen, und als ich die Kollegen an jenem Abend so hämisch übers „Legoland“ herfallen hörte, kam es mir nur folgerichtig vor, dass meine eigene Assoziation immer „Lummerland“ gewesen war: Beide Orte, fiktiv der eine und gegen Eltern-Geld in der Wirklichkeit aufzusuchen der andere, waren für Kinder geschaffen worden – offensichtlich hatten einige Westler damals das Gefühl, hier werde dem DDR-Volk von seiner väterlich-wohlwollend-spendablen Obrigkeit etwas so Nettes wie Erbauliches hingestellt: aus der Phantasie stammend, fürs Phantasieren gemacht, ohne realen Boden. So viel aber die Kollegen-Metapher vom knillebunten Abenteuerlande „Legoland“ auch für sich hatte, Szenerie und Population von Michael Endes 1960 erschienenem Kinderroman „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ erfassten in meinen Augen doch noch weit mehr Elemente des angeblich real existierenden „Leselands“. Setzte man sich dieses nämlich anhand von Endes „Lummerland“ – und im weiteren Verlauf des Buches dann auch von dessen „Kummerland“ – zusammen, ergab sich eine erstaunliche Anzahl von Kennzeichen, die dem vermeintlichen DDR-Lektürepradies tatsächlich innewohnten. Und, ganz wie im Roman, mit Recht einiges Schaudern hervorriefen – nur, dass es sich beim „Leseland“

eben nicht um ein reines Phantasiegebilde, sondern um eine tückische Mischung aus Phantasterei und beklemmender Wirklichkeit handelte.

Das „Lummerland“ ist in Endes Roman so klein, „dass man sich vorsehen musste, die Landesgrenzen nicht zu überschreiten, weil man dann sofort nasse Füße bekam“. Diese Kleinheit ist ein Problem, das alsbald weitere Probleme schafft – die aber haben nicht nur mit der geringen Ausdehnung der Landmasse, sie haben vor allem mit Kleinlichkeit und Kleingeisterei zu tun: mit dem beengten Horizont des Machthabers. Eines schönen Tages nämlich, so erzählt der Roman, wird der kleine Jim Knopf, ein Kind dunkler Hautfarbe, in einem postalisch fehlgeleiteten Paket auf der Insel Lummerland angeliefert. Zwar findet er in der Ladenbesitzerin Frau Waas eine Ziehmutter und in Lukas, dem aufgrund seines Berufs immer rußgeschwärzten, Jim folglich farblich ähnelnden Lokomotivführer, einen verlässlichen Freund. Doch dann verfügt der beschränkte Herrscher des Eilands, König Alfons der Viertel vor Zwölfte, dass der herangewachsene Jim die Insel zu verlassen habe. Die Begründung: Sie werde andernfalls zu voll. So machen Jim und Lukas die Lokomotive Emma seetüchtig und brechen zu fernen Gestaden auf: ins Reich Mandala und von dort in die Drachenstadt Kummerland. Diese liegt jenseits eines unüberwindlichen Gebirges und ist nur zu erreichen, wenn man eine Wüste mit Namen „Ende der Welt“ durchquert, in der Scheinriesen und Halbdrachen ihr Unwesen treiben. Der bei weitem grausigste der reinrassigen Drachen von Kummerland aber ist Frau Mahlzahn, die sich kleine Kinder fangen lässt, um sie in ihrer Schule einer Erziehungstortur zu unterziehen: Angstmache und Drill, kurz, Schwarze Pädagogik sind die Säulen ihrer Schreckensherrschaft.

Ein „Land, das nicht sein darf“ gibt es aber schließlich auch; hier leben, gegen alle anderen Territorien sowie mögliche Eindringlinge verschanzt, die Piraten. Sie haben sich selbst (nach einem kleinen Rechenfehler) den Namen „Die wilde 13“ gegeben und beliefern die Erziehungsdiktatorin Mahlzahn für Bares mit frischem Kindermaterial – das Reich des Bösen schlechthin ist dies „Land, das nicht sein darf“: Von hier aus auf Beutezug in See stehend, schlagen dessen Einwohner buch-

stäblich Kapital aus wehrlosen Lebewesen, und ungebildet und dumm ist diese „Wilde 13“ natürlich auch noch.

Während Michael Endes Kinderbuch mit dieser Vorstellung eine drastische Kapitalismuskarikatur entwirft (die ebenso gut im „Leseland“ Erich Honeckers und Hermann Kants hätte entstanden sein können), passte alles Übrige in meinen Augen erschreckend gut auf die DDR der späten Jahre. Mit einigen gravierenden Unterschieden zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und literarischer Phantasie freilich: Im Lichte von „Lummer-“ und „Kummerland“ gesehen, ergab plötzlich das zunächst nachgerade einladend klingende „Leseland“ ein umso erschreckenderes Bild.

Dass etwa, wer aus Übermut, Unbedachttheit oder gar Wanderlust die Grenzen des kleinen Landes übertrat, in der DDR beileibe nicht nur mit nassen Füßen zu rechnen hatte, sondern um sein Leben fürchten musste, war Allgemeinwissen seit 1961. Und Honecker in der Rolle des beschränkten Königs Alfons des Viertel vor Zwölften zu sehen, stellte sich als eine ebenfalls nur scheinbar harmlose Vorstellungsbildung heraus. Geschah es doch auf sein Geheiß, dass diejenigen, die – freilich nicht aus räumlichen, sondern aus politischen Gründen – seiner Ansicht nach nicht mehr in sein Ländchen hinein passten, nach dem November 1976, der Ausweisung Wolf Biermanns, nicht anders als Jim Knopf und Lukas das Weite zu suchen hatten. Scheinriesen und Halbdrachen – Riesen also, die nur aus der Ferne als solche erscheinen, und Drachen, deren Gefährlichkeit zu ihrem eigenen Leidwesen ebenfalls nicht ihrem schaurigen Ruf entspricht –, schienen das „Leseland“ ebenso wie „Das Ende der Welt“ im Kinderbuch zu bevölkern; und wurden in beiden Fällen besser nicht unterschätzt.

Um wie viel mehr jedoch galt dies für die furchterregende Frau Mahlzahn, die sich in Kummerland eine Erziehungsdiktatur geschaffen hatte, der die ihr Ausgelieferten schlichtweg nicht entkommen konnten. Hier wurden schon früh Lebensgeschichten verbogen, Individuen in die drakonische Schule von Verbot und Strafe genommen, der freie Wille des Einzelnen wo irgend möglich gebrochen: Wer dem Mahlzahn-Regime unterworfen war, hatte für eine Entwicklung gemäß seinen Talenten, Wünschen und Plä-

nen kaum noch eine Chance, es sei denn, er passte sich den Gehorsams-Anforderungen bedingungslos an – allgemeine Merkmale, die das Erziehungssystem der DDR sowie dessen Folgen ziemlich genau trafen. Einen großen Vorzug schienen Michael Endes „Lummer-“ wie „Kummerland“ freilich vor dem vermeintlichen Dorado der realsozialistischen Lesefreunde zu haben: Was Kummer verursachte, war im Buch ohne Umschweife auch so benannt. Und dass es sich dort nur um Hervorbringungen der Phantasie, nicht um Lebenswirklichkeit handelte, war zweifellos ein Glück.

So wenig das „Leseland“ als realpolitische Erscheinung mit kuscheliger Gemütlichkeit gemein hatte, so deutlich erwies sich andererseits das phantastische Element der Bezeichnung, nahm man nur den Namen selbst beim Wort – wer es ernst nahm und dabei zugleich auf die DDR-Realität blickte, musste unweigerlich feststellen, dass die Bezeichnung „Leseland“ weniger noch als ein Euphemismus eine zynische Täuschung war. Denn dass die Literatur dort eine Ersatzöffentlichkeit darstellte, die je länger, desto entschiedener gegen die „parteilich“ ausgewählten Themen und Meldungen der Medien wie auch gegen deren Desinformationsbestrebungen auftrat, war im Westen wie im Osten gleichermaßen bekannt. Wer in der DDR schöne Literatur las, war damit also keineswegs unbedingt als Liebhaber der Belletristik ausgewiesen. Er gab sich vielmehr zunächst als ein an bestimmten gesellschaftlichen Themen Interessierter zu erkennen – in den späteren Jahren waren dies etwa Fragen der Ökologie, der Geschlechterbeziehungen, die gewaltsame Auseinandersetzung anstelle der diskursiven sowie die Ausgrenzung des Abweichenden, nicht selten mit tödlichen Folgen. Die Literatur war in der DDR die längste Zeit der einzige öffentliche Ort für Gegenstimmen zum offiziell verordneten, technifixierten Fortschritts-Optimismus.

Wer aber die entsprechenden Bücher – etwa Christa Wolfs „Störfall“ oder deren „Kassandra“-Erzählung mitsamt den in Frankfurt am Main gehaltenen Vorlesungen – lesen wollte, stieß, nicht verwunderlich, auf Schwierigkeiten bei der Beschaffung. Nicht nur waren die Themen aus dem öffentlichen Diskurs verbannt, die Bücher, in denen sie ersatzweise zu finden waren, gehörten zum

Spezialsegment der so genannten Bückware. Wer kein persönliches Verhältnis zu seiner Buchhändlerin unterhielt, konnte die Lektüre von Prosa wie „Kein Ort nirgends“ vergessen: Für ihn würde die Verkäuferin sich nicht nach dem vor allgemeinem Zugriff unter dem Ladentisch verborgenen Exemplar niederbeugen. Dass Lesungen derjenigen Autoren, die nicht den ideologischen Katechismus des Staates bebilderten, zu nachgerade kultischen Veranstaltungen avancierten, kann da nicht weiter wundernehmen. Doch nicht nur der Beschaffung der Lektüre, auch der Veranstaltung von Lesungen (und den Diskussionen hernach) waren staatswillkürliche Grenzen gesetzt.

Wobei, wie man ebenfalls allorts wusste, die Bücher, die in die Läden kamen, einen mehrstufigen Zensurierungsprozess bereits durchlaufen hatten – der entsprechenden Behörde, der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel beim Ministerium für Kultur, stand niemand anderer vor als der Erfinder des Slogans vom „Leseland“, Klaus Höpcke. Was da in Manuskripten geändert und gestrichen werden musste, bevor die Werke die Öffentlichkeit erreichten, wie viel Papier einem Buch zugeteilt, eine wie hohe Auflage ihm also gestattet wurde, erfuhr der gemeine Leser natürlich nicht; und ebenso wenig, wie viele und welche Bücher erst gar nicht die Zensurschranken passierten oder für Jahre ungedruckt liegen bleiben mussten; bis die Zensoren hofften, das Thema sei entschärft, und daher endlich die Druckgenehmigung erteilten. Dass in der DDR ein mit der herrschenden Linie nicht in allen wesentlichen Stücken konformes Buch zu veröffentlichen eine Berg- und Talfahrt mit ungewissem Ausgang für Werk und Autor war, wusste jeder: Das „Leseland“ war ein Bücher-Auslese-Land – und dies betraf natürlich auch all die literarischen Werke aus früheren Zeiten – Kafka! – oder von Gegenwartsautoren, die man im Hinblick auf die weitere Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft für ungeeignet oder gar schädlich hielt. Die Prosa von Uwe Johnson etwa konnte in der DDR bis zu deren Ende nur lesen, wer ihrer durch Bücherschmuggel aus dem westlichen Ausland habhaft geworden war: Literatur als Kassiber, eine Gefängnis-Perspektive aufs geschriebene Wort.

„Unsere Menschen“, wie es im grotesk paternalistischen Sprachgebrauch der Herr-

schenden hieß, mussten vor bestimmten literarischen Werken mithin offenbar eher geschützt werden, als dass man sie ungehindert ins Lektürepradies einlassen konnte – auf die „Ingenieure der Seele“, als welche Stalin die Schriftsteller einst bestimmt hatte, war schon in der vom Dichter-Kulturminister Johannes R. Becher proklamierten „Literaturgesellschaft“ kein Verlass gewesen; in der Spätphase der DDR war es unter den intellektuellen und literarisch ambitionierten unter ihnen mit der blinden Gefolgschaft dann endgültig vorbei.

Wie es den Autoren in diesem Prozess erging, erfuhren deren Leser dabei nur in den seltensten, krassesten Fällen. Sie konnten sich ihren Reim darauf aber spätestens machen, wenn wieder ein Autor die DDR verlassen hatte, sei es mit einem auf Jahre gültigen Visum oder gleich auf Nimmerwiederkehr. Mehrere Seiten füllt allein die Aufzählung der Namen von Autoren, die nach der Biermann-Ausbürgerung 1976 das Land verließen.<sup>1</sup> Das „Leseland“ sorgte nicht nur für eine staatlich reglementierte Buchzufuhr und deren Inhaltskontrolle; es sorgte überdies für die Ausfuhr von unbequem gewordenen Autoren ins „feindliche Ausland“. Nach einer durchgreifenden „Säuberung“ im Schriftstellerverband der DDR auf die Tatsache angesprochen, dass nun wohl bald kein namhafter Autor mehr dort geführt werde, sagte eine drittklassige Parteischriftstellerin kess: „Dann sind jetzt eben wir die Weltliteratur!“ Die Regenten gaben sich nicht nur Mühe, das Reich der Literatur im Griff zu behalten – sie senkten, indem sie dies taten, auch noch nach Kräften das literarische Niveau.

Dies alles war auf beiden Seiten der Mauer bekannt. Wohl den wenigsten Westdeutschen hingegen dürfte bis zum Fall der Mauer und der einige Jahre später beginnenden Aufarbeitung der Stasi-Akten bewusst gewesen sein, welchen Einfluss das Ministerium für Staatssicherheit der DDR bereits auf die Entstehung von Literatur genommen, mit welchem einem flächen- und personendeckenden Netzwerk der Spitzelei, Einschüchterung und Bedrohung es die Literaturszene des Landes überzogen hatte – das „Leseland“ war ein

<sup>1</sup> Vgl. etwa das Standardwerk von Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, Erweiterte Neuauflage, Leipzig 1996.

Mit-Lese-Land in einem viel umfassenderen Sinne als geahnt. Und in der Tat fragten sich nicht wenige der westdeutschen DDR-Literatur-Spezialisten in späteren Jahren, mit wem sie da eigentlich auf Ost-West-Zusammenkünften gesprochen hatten und vor wessen Augen wie Ohren das im vermeintlich persönlichen Gespräch Geäußerte wohl gekommen sein mochte. Ebenso wurde erst Jahre nach der „Wende“ offenbar, dass der realsozialistische Staat sich mithilfe von zu Stasi-Agenten umgebauten Autoren eine ganze neue Literaturszene zu pflanzen versucht hatte. Angeführt von Figuren wie Sascha Anderson oder Rainer Schedlinski sollten gerade die jungen wilden Literaten vom Prenzlauer Berg zu einer Art Scheinriesen herangezüchtet werden – von Ferne wie frei und unzähmbar agierende Autoren wirkend, hätten gerade sie, wäre der Plan erfüllt worden, direkter als alle anderen an den Marionettenfäden der Staatsmacht gezappelt.

In der Vorstellung vom reibungslos ineinander greifenden Handlungs- und Herrschaftsgefüge zwischen der Erziehungsdiktatorin „Frau Mahlzahn“ und ihrer immer neue Opfer heranschaffenden „Wilden 13“ hatte nicht nur in Endes Roman der unbekannte Dritte: die Geheimpolizei, gefehlt. Was da im literarischen Leben der DDR in deren letzter Phase vor sich ging, es war in seinem ganzen Ausmaß weder von innen noch von außen wahrgenommen worden. Erst musste der Staat zusammenbrechen, um sichtbar werden zu lassen, was das freundliche Etikett „Lese-land“ im Grunde war: eine sozialistisch-realistische Variante des Orwell’schen „Neusprech“. Zu lachen gab es darüber nichts mehr.

Doch auch ohne die späte Enthüllung der Stasi-Staats-Literatur-Aktion: Hätten die so ernsthaft debattierenden Wissenschaftler in ihrem Tagungshaus am Waldesrand nicht schon zuvor eins und eins zusammenzählen, hätten sie nicht – und sei es im Namen eines immer wieder unter Einsatz aller staatlichen Machtmittel verhöhnten utopischen Gedankens – benennen können, was da zu sehen war? Es gehörte, so muss man wohl heute sagen, zur Anerkennung des Faktischen, dass all dies (zumeist) stillschweigend mitgedacht wurde; worauf man sich wieder mit Verve dem eigentlichen Fachgebiet: der Literatur,

ihren Themen, Macharten und Problemen zuwandte. Auch dies vereinte beide Seiten, Ost und West, und wurde nur kurzfristig gestört durch das „Legoland“-Gezischel im Bierkeller, in gelöster Stimmung, nach Feierabend.

Im Kinderroman von Michael Ende wird schließlich alles gut: Indem die brüllende und wild um sich schlagende Schulmeisterin Frau Mahlzahn von den beiden Helden gefangen genommen und in ein anderes Land überführt wird, erhält sie die Chance, sich in einen goldenen „Drachen der Weisheit“ zu verwandeln – und sie tut es. Dass das Gold mit der Vereinigung der beiden Deutschländer nun auch in den Bezirk der früheren DDR-Literatur Einzug gehalten habe, nur eben – Kapitalismus! – nicht für alle (und am wenigsten noch für die, die zuvor am engsten Berührung damit hatten), mögen die einen als den Hauptwessenzug der historischen Umwälzung erkennen. Dass hingegen nun die Weisheit in der literarischen Produktion Gesamtdeutschlands das Zepter führe, wird wohl keiner im Ernst behaupten mögen.

Doch könnte in einem übertragenen Sinne das Bild aus dem Kinderbuch schließlich doch noch zutreffen: Setzt man für den Drachen nicht mehr die Präzeptorin, sondern die Literatur selbst ein, so hat diese in ihrem neuen Daseinszustand ihre drachenartigen: ihre gewaltigen und schönen, ihre erschreckenden wie beglückenden, kurzum, ihre aus eigener Kraft enormen Wirkungen zurückgewinnen können. Ob sie von ihnen Gebrauch macht, bleibt seither dem Drachen glücklicherweise wieder selbst überlassen.

Rüdiger Thomas

# Lebensmuster – Wege zu Christa Wolf

Wo die Politik Machtworte spricht, sucht die Kunst nach dem authentischen Ausdruck, der sich hinter den Fassaden der Propaganda in den Schicksalen der Menschen verbirgt. Christa Wolf hat in ihrem Werk, das einen Zeitraum von nahezu einem halben Jahrhundert umfasst, diese existenzielle Erfahrung auf vielfältige Weise gestaltet.

**Rüdiger Thomas**  
Geb. 1940; Historiker und freier  
Publizist, Im Neuen Feld 25,  
51467 Bergisch Gladbach.  
krthomas@t-online.de

Sie hat Konfrontationen und Widersprüche, Krisen und Umbrüche, die das vergangene Jahrhundert geprägt haben, als Zeitzeugin erfahren und eindringlich zur Sprache gebracht. Sie hat sich im Erfahrungsraum der Geschichte, der ihr Leben bestimmt hat, verändert und ist sich dabei in ihrem Werk auf der Suche nach „subjektiver Authentizität“<sup>1</sup> treu geblieben.

Als „öffentliche Person“ hat sie in der DDR eine Bedeutung erlangt wie unter den Schriftstellern in der Bundesrepublik nur Heinrich Böll und Günter Grass. Sie alle haben den Beifall der Mächtigen nur selten gefunden, waren sie doch auf der Seite der kleinen Leute, jener stillen Helden, die gegen den Verfügungsanspruch politischer Ordnungssysteme nach Auswegen eigensinniger Selbstbehauptung suchten und sich nicht damit abfinden mochten, historische Prozesse als bloße Objekte zu erfahren, sondern durch eingreifendes Denken sich selbst als Person zu entdecken.

## Fluchtversuche

Als Christa Wolf mit ihrer Erzählung „Der geteilte Himmel“ im Herbst 1963 in ganz Deutschland Aufsehen erregte, trennte die Berliner Mauer nicht nur zwei Staaten, sondern blockierte auch die Begegnung zwischen

den Menschen. Dieses Thema bestimmt Christa Wolfs Geschichte von Rita Seidel und Manfred Herrfurth, die sich zur Darstellung eines politischen Konflikts und einer schmerzlichen persönlichen Entscheidung ausweitet: Der begabte Chemiker Manfred kapituliert Monate vor dem Mauerbau vor den Hemmnissen und Widerständen bornierter Funktionäre und wählt während eines Kongressaufenthaltes die Flucht nach West-Berlin.

Das Gespräch mit Manfred, das Rita am Sonntag vor dem 13. August 1961 zu ihm nach West-Berlin reisen lässt, handelt von der Traurigkeit des Abschiednehmens, aber auch von der Zerrissenheit eines Landes, das diesen Zwiespalt der Gefühle bedingt. Als Manfred Ritas Heimatsehnsucht spürt, klingt das deutsche Dilemma an: „Hör bloß mal ein paar Namen: Schwarzwald, Rhein, Bodensee. Sagt dir das nichts? Ist das nicht auch Deutschland? (...) Ist es nicht unnatürlich, wenn du gar keine Sehnsucht danach hast?“ Von Rita heißt es, „die Sehnsucht nach allen Orten, an denen er von jetzt an sein würde, vernichtete sie fast. Wer auf der Welt hatte das Recht, einen Menschen – und sei es einen einzigen! – vor solche Wahl zu stellen, die, wie immer er sich entschied, ein Stück von ihm forderte?“<sup>2</sup>

Der Himmel, der dem Buch den Titel gibt – „Dieses ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer“ – wird zur Metapher für getrennte, unüberbrückbare Lebenswelten, und Rita erkennt: „Der Himmel teilt sich zuallererst.“<sup>3</sup> Die bittere Erzählung vom „Zueinanderfinden und Auseinandergehen“ (Dieter Schlenstedt) wirkt gerade deshalb so glaubwürdig, weil Christa Wolf Ritas Trennungsschmerz eindringlich beschreibt. Wenn sie sich doch für das Bleiben entscheidet, schließlich die Angst verliert, dass „sie leer ausgehen könnte beim Verteilen der Freundlichkeit“, kann das die Trauer nicht auflösen, die als Grundmelodie die Geschichte begleitet.

<sup>1</sup> Diesen Schlüsselbegriff formuliert die Autorin gegenüber Hans Kaufmann, Gespräch mit Christa Wolf, in: ders., Über DDR-Literatur. Beiträge aus fünfundzwanzig Jahren, Berlin-Weimar 1986, S. 106.

<sup>2</sup> Christa Wolf, Der geteilte Himmel, Halle 1963, S. 265 f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 275.

Weil Christa Wolf im Waggonwerk Ammendorf (bei Halle) einige Monate mit einer Brigade zusammengearbeitet und dort auch gemeinsam mit ihrem Mann einen „Zirkel Schreibender Arbeiter“ geleitet hatte, galt „Der geteilte Himmel“ den Kulturfunktionären der SED als Exempel für den von Walter Ulbricht 1959 propagierten Bitterfelder Weg, der Literatur und Arbeitswelt miteinander verbinden sollte. Dieses Engagement war auf dem VI. Parteitag der SED im Januar 1963 mit der Aufnahme als Kandidat ins Zentralkomitee (ZK) der SED belohnt worden. Mit diesem Rückhalt wagte sie sich auf vermintes politisches Terrain. Auf einem internationalen Schriftstellerkolloquium in Frankfurt am Main griff Christa Wolf das Thema der Teilung erneut auf. Sie erinnert sich, dass sie in der Goethestadt nach einer Lesung aus dem „Geteilten Himmel“ gefragt wurde, ob sie die Verhältnisse in der DDR nicht doch grundsätzlich kritisiere, sich aber nicht offen äußern könne: „In diesem Moment dachte ich an den Ärger, den ich zu Hause habe. Ich dachte daran, daß ich mich oft über Engstirnigkeit ärgere – ärgere ist ein sehr schwaches Wort –, über Gängelei, Banausentum, über falsche Anforderungen, die an Literatur gestellt werden, über falsches Lob, falschen Tadel, mangelnde Weltoffenheit, über mangelnde Veröffentlichung von Büchern, deren Veröffentlichung ich für unerlässlich halte (. . .), und ich verteidigte, dies alles nicht vergessend, mit meiner ganzen Überzeugungskraft und Beredsamkeit in diesem Frankfurter Forum die DDR.“<sup>14</sup>

Ist ihre Schlussfolgerung logisch oder nicht vielmehr nur psychologisch zu erklären? Man sollte sich erinnern, dass zu jener Zeit in Frankfurt der Auschwitz-Prozess stattfand, den Christa Wolf während ihres Aufenthalts auch besucht hat. Es war vor allem die Gründungslegende der DDR vom antifaschistischen Neubeginn, die ihre Wahl für den Staat der Antifaschisten trotz irritierender Erfahrungen in der Erziehungsdiktatur erklärbar macht.

## Kahlschlag und Selbstbehauptung

Die Reglementierungen der Künstler in der DDR, von denen Christa Wolf in Frankfurt

<sup>14</sup> Christa Wolf, Rede auf dem internationalen Schriftstellerkolloquium im Dezember 1964, in: Neue Deutsche Literatur, 13 (1965) 3, S. 98.

freimütig gesprochen hatte, sollten sich 1965 massiv verschärfen. Sie richteten sich in erster Linie gegen die Filmproduktion der DEFA, von der nicht weniger als zehn Titel verboten wurden, doch waren auch Schriftsteller und bildende Künstler von den hasserfüllten Polemiken betroffen, die auf dem „Kahlschlagplenum“ des ZK der SED im Dezember 1965 unter Ulbrichts Regie vor allem von Erich Honecker und Kurt Hager vorgetragen wurden. Honecker hielt Schriftstellern und Filmregisseuren eine „Ideologie des spießbürgerlichen Skeptizismus ohne Ufer“ vor. Es muss wie eine Drohung gewirkt haben, als der für Kultur zuständige ZK-Sekretär Hager unmissverständlich erklärte: „Louis Fürnberg schrieb das schöne Lied ‚Die Partei hat immer recht‘. Das gilt für die Vergangenheit, und das gilt für die Gegenwart und die Zukunft.“<sup>15</sup>

Die Szene, die zum Tribunal gerät, wird für Christa Wolf zur eindrucksvollen Mutprobe in aufgeheiztem Klima. Sie wendet sich gegen eine engstirnige Kulturpolitik, gegen Sichtweisen, die „jede kritische Äußerung an irgendeinem Staats- oder Parteifunktionär als parteischädigend ansehen. (. . .) Es ist nicht richtig (. . .), die Schriftsteller in eine Defensiv- zu drängen, so daß sie immer nur beteuern können: Genossen, wir sind nicht parteifeindlich.“ Mehr noch als diese Kritik an der Kulturpolitik beeindruckt ihre entschiedene Verteidigung von Werner Bräunigs Wismut-Roman „Rummelplatz“, dessen auszugsweiser Vorabdruck in der „Neuen Deutschen Literatur“ die Empörung der Parteimandarine ausgelöst hatte: „Meiner Ansicht nach zeugen diese Auszüge in der NDJ nicht von antisozialistischer Haltung, wie ihm vorgeworfen wird. In diesem Punkt kann ich mich nicht einverstanden erklären. Das kann ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren.“<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Zit. nach Hermann Weber/Fred Oldenburg, 25 Jahre SED. Chronik einer Partei, Köln 1971, S. 161. Später werden die Wolfs den Liedrefrain Louis Fürnbergs ironisch mit dem Buchtitel „Die Phantasie hat allemal recht“ (der von Bettina von Arnim entlehnt ist) konterkarieren, und der Almanach zum 70. Geburtstag Gerhard Wolfs trägt den Titel „Die Poesie hat immer recht“ (nach dem Gedicht von Friederike Kempner „Die Poesie, die Poesie, die Poesie hat immer recht“).

<sup>16</sup> Christa Wolf, Diskussionsbeitrag, in: Günter Agde (Hrsg.), Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED. Studien und Dokumente, Berlin 2000 (2., erw. Aufl.), S. 262f. Zu den Umständen vgl. auch dies., Erinnerungsbericht, ebd., S. 344–354.

Es kann als sicher gelten, dass ein solcher Satz in diesem Gremium niemals zuvor gefallen war. Hier meldete sich ein Gewissen zu Wort gegen die geforderte Disziplin und Unterwerfung gegenüber einer Parteiführung, die erneut unmissverständlich für sich reklamiert hatte, immer Recht zu haben. Das Gewissen ist der Kern der persönlichen Integrität, und wer die Fähigkeit und Leidenschaft Christa Wolfs kennt, die Psyche einer Person zu erfassen, wird nicht überrascht sein, wenn sie die Erfahrung des „Kahlschlagplenums“ als Zäsur in ihrer Biografie benennt.<sup>17</sup> Im Gespräch mit Günter Gaus blickte Christa Wolf auf dieses einschneidende Ereignis 1993 zurück: „nach diesem 11. Plenum 1965 war ich sehr lange in einer tiefen Depression, in einem klinischen Sinn. Das war eine solche Kraftanstrengung, sich dort hinzustellen, daß danach einfach eine Art Einbruch kam. (...) Danach habe ich Bücher geschrieben und Dinge gemacht, die ich sonst nicht hätte machen können.“<sup>18</sup>

## Selbsterkundung

Einen wesentlichen Impuls für Christa Wolfs künstlerische Entwicklung vermittelt 1966 das Werk Ingeborg Bachmanns. Auf Bachmanns programmatisches Diktum: „Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar“ reagiert sie mit dem Essay „Die zumutbare Wahrheit“, dessen Schlüsselworte „Selbstbehauptung als Prozess“ heißen.<sup>19</sup> So bereichert die Beschäftigung mit der deutschsprachigen Literatur im Westen – „neben der Bachmann vor allem Enzensberger, Grass, wichtig waren Böll, Paul Celan, Max Frisch“<sup>10</sup> – auch er-

<sup>17</sup> Einen instruktiven Überblick zu Biographie und Werk bietet immer noch Therese Hörnigk, *Christa Wolf*, Berlin 1989.

<sup>18</sup> Zur Person: Christa Wolf im Gespräch mit Günter Gaus, in: Hermann Vinke (Hrsg.), *Akteneinsicht. Christa Wolf. Zerspiegel und Dialog. Eine Dokumentation*, Hamburg 1993, S. 257.

<sup>19</sup> Christa Wolf, *Die zumutbare Wahrheit – Prosa der Ingeborg Bachmann*, in: dies., *Lesen und Schreiben. Aufsätze und Betrachtungen*, Berlin 1973, S. 87–102, hier: S. 90. An anderer Stelle heißt es – sicher auch selbstbezüglich – über die Bachmann: „Sie sieht: Keine Hoffnung auf Veränderung mehr ‚im Rahmen des Gegebenen‘.“ (S. 100) Der Bachmann-Essay konnte erst 1972, sechs Jahre nach seiner Entstehung im Dezember 1966, publiziert werden.

<sup>10</sup> Vgl. „Vor den Bildern sterben die Wörter“. Rüdiger Thomas im Gespräch mit Christa und Gerhard Wolf, in: Eckhart Gillen (Hrsg.), *Deutschlandbilder, Kunst*

kennbar das ästhetische Konzept von Christa Wolf, deren Werk sich kaum denken lässt ohne das permanente Gespräch mit ihrem Ehemann und geistigen Partner Gerhard Wolf, mit dem sie seit 1951 verheiratet ist.<sup>11</sup>

„Nachdenken über Christa T.“ kann als Kulminations- und Wendepunkt in der DDR-Literatur am Ausgang der 1960er Jahre bezeichnet werden,<sup>12</sup> der bei vielen Autoren einen unaufhaltsamen Prozess der Desillusionierung gegenüber der Emphase einer sozialistischen Aufbauromantik verstärkt. Christa T. ist, wie Christa Wolf in einer Vorbemerkung schreibt, „eine literarische Figur“, in die authentische „Zitate aus Tagebüchern, Skizzen und Briefen“ verwoben sind.<sup>13</sup> Unverkennbar ist, dass zwischen Christa T. und Christa Wolf viele Parallelen bestehen.<sup>14</sup> Christa T., Mitte Dreißig, einst Neulehrerin, dann Germanistikstudentin, Ehefrau und Mutter von drei Kindern, ist an Leukämie gestorben. Die Erzählerin blickt über einen Zeitraum von 19 Jahren (von 1944 bis 1963)

aus einem geteilten Land, Köln 1997, S. 572–576, hier: S. 572 (G. Wolf).

<sup>11</sup> Ihre Beziehung zu Gerhard Wolf hat Christa Wolf eindrucksvoll beschrieben: Er und ich, in: Peter Böhlig (Hrsg.), *Die Poesie hat immer recht. Gerhard Wolf Autor Herausgeber Verleger. Ein Almanach zum 70. Geburtstag*, Berlin 1998, S. 145–165. Dort heißt es, „seine Zustimmung gibt mir in der Phase totalen Zweifels jene Sicherheitszone, auf die ich mich im Notfall immer zurückziehen kann“ (S. 154).

<sup>12</sup> Im Vergleich mit dem „Geteilten Himmel“ findet Christa Wolf zu einer neuen Erzählstruktur, die für spätere Werke bestimmend bleibt. „Ich muß zugeben, daß wir damals alle noch ziemlich provinziell waren, auch in unseren Kenntnissen der Weltliteratur. Es gibt einen Roman von Aragon [gemeint ist „La semaine sante“, dt.: *Die Karwoche*, R.T.], der mich damals durch seine nicht chronologische, assoziative Struktur angeregt hat. Bei *Christa T.* habe ich die zum ersten Mal angewendet und gemerkt, daß ich damit eigentlich zu mir selber finde.“ Schreiben im Zeitbezug. Gespräch mit Aafke Steenhuis, in: Christa Wolf, *Im Dialog. Aktuelle Texte*, Frankfurt/M. 1990, S. 140.

<sup>13</sup> Ein wichtiger Impuls für das Buch war der Tod einer engen Jugendfreundin, Christa Tabbert, im Februar 1963: „Ein Mensch, der mir nahe war, starb, zu früh. Ich wehre mich gegen diesen Tod. Ich suche nach einem Mittel, mich wirksam wehren zu können. Ich schreibe, suchend. Es ergibt sich, daß ich eben dieses Suchen festhalten muß, so ehrlich wie möglich, so genau wie möglich.“ Selbstinterview, in: Christa Wolf, *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche*, Berlin-Weimar 1986, Bd. 1, S. 31.

<sup>14</sup> So schon Hans Mayer, *Christa Wolf. Nachdenken über Christa T.*, in: *Neue Rundschau*, 81 (1970) 1, S. 180–186.

auf die Geschichte eines Menschen zurück, der sich vor „schrecklich strahlenden Helden“ ebenso gefürchtet hat wie vor den „Phantasielosen“ und den „Tatsachenmenschen“. Sie war skeptisch gegen „die heftigen, sich überschlagenden Worte, die geschwungenen Fahnen, die überlauten Lieder, die hoch über unseren Köpfen im Takt klatschenden Hände. Sie hat gefühlt, wie die Worte sich zu verwandeln beginnen, wenn nicht mehr guter Glaube und Ungeschick und Übereifer sie hervorschleudern, sondern Berechnung, Schläue, Anpassungstrieb.“<sup>15</sup>

Christa T. hat sich den Anforderungen gesellschaftlicher Funktionalisierung kategorisch entzogen. Stattdessen hat sie versucht, ihre „Selbstbehauptung und Selbstentdeckung“<sup>16</sup> im Prozess des einsamen Schreibens zu verwirklichen. Ihre literarischen Texte bilden Bruchstücke einer Spurensuche, bei der die Annäherung an die verlorene Freundin Christa T. zur kritischen Selbstbefragung der Christa W. gerät. Eher beiläufig erfährt der aufmerksame Leser, wann eine Episode der Erzählung spielt: „im Frühsommer dreiundfünfzig“, und an anderer Stelle wird apostrophiert, was seinerzeit das Land erschütterte. Auf der Treppe der Humboldt-Universität fällt in einer Nacht der lakonische Satz: „Die Ordnung ist endgültig durcheinandergekommen.“<sup>17</sup> So erscheint alles, was Christa T. als bedrückend empfindet, nicht erst als Alptraum der Gegenwart, es ist vielmehr bereits in einer Zeit verankert, die, als das Buch erscheint, schon viele Jahre zurückliegt. Argwöhnische Parteifunktionäre haben die Brisanz des Buches durchaus erkannt. Die allgegenwärtigen Protokollanten des Überwachungsstaates hatten bereits 1965 eine desillusionierte Bemerkung Christa Wolfs von einer Parteiversammlung des Schriftstellerverbandes in Potsdam überliefert, die eine Woche vor Beginn des „Kahlschlagplenums“ stattfand: „Wenn die Kulturpolitik so weitergeht, wie sie sich gegenwärtig abzeichnet, kann ich

meine ganzen Manuskripte ebenfalls verbrennen.“<sup>18</sup>

So weit ging die Zensurpraxis im Jahr, als die Träume von einem Sozialismus „mit menschlichem Antlitz“ durch die sowjetische Okkupation der ČSSR brutal ausgelöscht wurden, dann doch nicht, obwohl sich der Mitteldeutsche Verlag nachträglich von dem Buch distanzierte und damit 1971 Christa Wolfs Wechsel zum Aufbau-Verlag bewirkte. „Nachdenken über Christa T.“ erschien Ende 1968 schließlich in einer verschwindend kleinen Auflage im Volksbuchhandel als „Bückware“. Die Irritationen, die das Buch ausgelöst hatte, fasste Max Walter Schulz auf dem VI. Schriftstellerkongress Ende Mai 1969 mit den abwehrenden Worten zusammen: „Sozialistisch-realistische Literatur verfügt weder über den inneren noch über den äußeren Auftrag, dem Individualismus auf ihrem gesellschaftlichen Gelände sonst wie schöne Denkmäler zu setzen.“<sup>19</sup>

Nach dem erzwungenen Rücktritt Ulbrichts schlug Honecker zunächst eine neue, überraschende Tonlage an. Seine Formeln von der „Breite und Vielfalt“ und von der „Suche nach neuen Formen“ die er auf dem VIII. SED-Parteitag im Juni 1971 verwendete, mehr noch seine im Dezember 1971 getroffene Feststellung, es solle „keine Tabus“ geben, wurden voreilig in illusionärem Optimismus von all jenen falsch verstanden, die übersehen hatten, dass der neue Parteichef seine Avancen an die Kunstschaaffenden mit einer entschiedenen Einschränkung versehen hatte: Das sollte gelten, wenn man „von der festen Position des Sozialismus ausgeht“.<sup>20</sup> Immerhin waren für kurze Zeit Lockerungen des rigiden Kurses, den Honecker 1965 noch selbst in vorderster Frontlinie verfochten hatte, erkennbar. So konnten Bücher erscheinen, deren Veröffentlichung zuvor blockiert worden war. Dazu zählen Stefan Heyms „König David Bericht“, Ulrich Plenzdorfs

<sup>15</sup> Christa Wolf, Nachdenken über Christa T., Halle 1968, S. 72, S. 66, S. 71.

<sup>16</sup> Ebd., S. 73.

<sup>17</sup> Ebd., S. 90 u. S. 219f. Vgl. die aufschlussreiche Interpretation von Heinrich Mohr, Produktive Sehnsucht: Struktur, Thematik und politische Relevanz von Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“, in: Angela Drescher (Hrsg.), Christa Wolf. Ein Arbeitsbuch. Studien – Dokumente – Bibliographie, Berlin-Weimar 1989, S. 32–62, hier: S. 51.

<sup>18</sup> Auskunftsbericht, 21. 12. 1965, in: Akteneinsicht (Anm. 8), S. 23.

<sup>19</sup> Max Walter Schulz, Das Neue und das Bleibende in unserer Literatur, in: VI. Deutscher Schriftstellerkongress vom 28. bis 30. Mai 1969 in Berlin. Protokoll, Berlin 1969, S. 56.

<sup>20</sup> Schlusswort Erich Honeckers auf der 4. Tagung des ZK, zit. nach Gisela Rieß (Hrsg.), Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED 1971–1974, Stuttgart 1976, S. 287.

„Die neuen Leiden des jungen W.“ und Brigitte Reimanns „Franziska Linkerhand“; 1972 wurde endlich auch Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ mit einer zweiten Auflage einem großen Leserkreis zugänglich.

## Die Gegenwart der Vergangenheit

„Kindheitsmuster“ erscheint 1976 mit einer Startauflage von 60 000 Exemplaren. Die Frage, ob und wie sich die ideologische Indoktrination und die politischen Disziplinierungsakte in der Zeit des Nationalsozialismus als lebensgeschichtliche Prägungen auch auf die Menschen auswirkten, die in der DDR lebten, galt der SED als abwegig, seit sie die DDR auf die Seite der „Sieger der Geschichte“ geschlagen hatte und dem Westen auch die mentalen Hypotheken des Nationalsozialismus allein anlastete. Dieser Sicht mochte Christa Wolf nicht folgen, nachdem das Bedürfnis entstanden war, „sich noch einmal in einer tieferen und auch psychologisch fundierten Weise mit der eigenen Entwicklung auseinanderzusetzen“, <sup>121</sup> in ihre eigene Lebenswelt als junges BDM-Mädel zurückzublicken, die in dem über weite Strecken autobiographischen Text durch die Person der Nelly literarisch verfremdet wird. „Als das Manuskript im Druck war, kam der Tag, an dem wir bei Hermlin den Protest gegen die Zwangsausbürgerung Biermanns verfaßten. Abends dachte ich, nun wird wahrscheinlich ‚Kindheitsmuster‘ nicht erscheinen. Wir hatten ja sehr weitgehende Folgen erwartet. Es erschien dann doch, die ganze Diskussion darüber war natürlich vollkommen überschattet von meiner Teilnahme an dieser Protestresolution.“ <sup>122</sup>

Das Buch wurde von der Literaturkritik der DDR zunächst fast vollständig verschwiegen, <sup>123</sup> fand aber in der Bundesrepublik

<sup>121</sup> Vor den Bildern (Anm. 10), S. 574. Ihre Motivation, dieses Buch zu schreiben, erhellt die Umkehrung eines berühmten Satzes von Ludwig Wittgenstein aus dem „Tractatus logico-philosophicus“: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man zu schweigen allmählich aufhören.“ Christa Wolf, Kindheitsmuster, Berlin-Weimar 1976, S. 235.

<sup>122</sup> Vor den Bildern (Anm. 10), S. 574.

<sup>123</sup> Eine frühe, äußerst kritische Besprechung stammt von Annemarie Auer, Gegenmeinung, in: Sinn und

und international ein großes positives Echo. Die eindrucksvolle Selbsterforschung der Autorin hat dazu ebenso beigetragen wie ihre Fähigkeit, Mechanismen der Disziplinierung und Selbstverleugnung aufzudecken, die den Massenerfolg der NS-Diktatur ermöglicht haben. Dass das Buch Fragen danach aufwerfen musste, ob die Erziehungspraktiken einer verordneten Konformität und kollektiven Disziplinierung, die auch in der DDR vorherrschten, nicht falsche „Muster“ für die Entwicklung „allseitig gebildeter sozialistischer Persönlichkeiten“ darstellten, machte die aktuelle Brisanz dieses Buches aus.

Die 1979 publizierte Erzählung „Kein Ort. Nirgends“ lässt sich in verschiedene Deutungshorizonte einordnen. Es ist die Geschichte einer erfundenen Begegnung zwischen Heinrich von Kleist und Karoline Günderrode im rheinischen Ort Winkel. In einem fiktiven Gespräch treffen sich zwei Außenseiter, denen im Leben nicht zu helfen war, weil sie an den Konventionen der Zeit zerbrochen. Es ist ein Text, in dem sich ein pessimistisches Lebensgefühl deutlich akzentuiert. Der Zusammenhang mit der Zeitstimmung der Autorin ist unverkennbar: „Das habe ich nach der Biermann-Affäre geschrieben. Und da war mein Lebensgefühl wirklich sehr deprimiert und pessimistisch. (. . .) ‚Kein Ort. Nirgends‘, auch dieser Titel, ist ein Reflex auf eine Situation. Ohne Alternative zu leben. Das war eigentlich mein Grundgefühl nach 1976.“ <sup>124</sup>

Dass Christa Wolf in ihrer fiktiven historischen Geschichte Kleist als Protagonisten gewählt hat, mag nicht nur mit der Missachtung zusammenhängen, welche die SED-Literaturpolitik der Romantik als einer Form des schrankenlosen Subjektivismus entgegenbrachte, sondern auch mit einer Kontroverse, die im Jahr des 200. Geburtstages von Heinrich von Kleist (1975) Günter Kunert veranlasst hatte, sein „Pamphlet für K.“ in „Sinn und Form“ zu veröffentlichen. Kunert wendet sich darin gegen eine „dogmatische Literaturverkenning“, in der die Leiden des Autors an der Gesellschaft als krankhaft abgetan

Form, 29 (1974) 4, S. 847–878. Bald folgten Reaktionen, die den Wert des Werkes nachdrücklich hervorhoben, u. a. von Stephan Hermlin, in: Sinn und Form, 29 (1977) 6, S. 1311–1322.

<sup>124</sup> Vor den Bildern (Anm. 10), S. 573.

werden und die Gesellschaft als gesund er-  
scheine. Wer so denke, bewege sich in der  
„Welt des Faschismus“.<sup>25</sup>

Der Georg-Büchner-Preis, den Christa  
Wolf 1980 als erste in der DDR lebende Au-  
torin erhält,<sup>26</sup> bestätigt Rang und Bedeutung,  
die sie sich in der deutschsprachigen Literatur  
erworben hat, ebenso wie die Aufnahme in  
die Deutsche Akademie für Sprache und  
Dichtung Darmstadt im Jahr zuvor und die  
Mitgliedschaft in der West-Berliner Akade-  
mie der Künste 1981. Seit 1974 hat sie wieder-  
holt die USA zu Studien- und Lehraufenthal-  
ten besucht. Dort, in Frankreich und in Ita-  
lien findet ihr Werk außerhalb Deutschlands  
besonders intensive Beachtung.

Die Hinwendung zu vorantiken Mythen,  
die zu antiken Dichtungen geworden sind, ist  
charakteristisch für zwei herausragende  
Werke, die Christa Wolf vor und nach dem  
Epochenjahr 1989 vorgelegt hat. 1983 er-  
scheint „Kassandra“, 1996 folgt „Medea“.  
Kassandra, die Seherin, die vor den schreckli-  
chen Folgen des Trojanischen Krieges warnt  
und erleben muss, dass sie das Unheil nicht  
aufzuhalten vermag, entsteht in einer Zeit, in  
der die Supermächte in einer neuen Spirale  
der Hochtunung verfangen sind, als dramati-  
sches Menetekel, das sich gleichermaßen an  
die Protagonisten der konkurrierenden Welt-  
systeme richtet, um dem Wahnsinn des Wett-  
rüstens Einhalt zu gebieten.

Indem Christa Wolf das propagandistische  
Klischee von Gut und Böse ausschließt und  
die Massenvernichtungswaffen beider Seiten  
als lebensbedrohlich benennt, weckt sie die  
Arglist der Zensoren. In der DDR-Ausgabe  
des Kommentarbandes zu „Kassandra“, der  
unter dem Titel „Voraussetzungen für eine  
Erzählung“ aus einer Frankfurter Vorlesungs-  
reihe hervorgegangen ist, muss neben zwei  
anderen Textstellen eine kurze Passage entfal-  
len, die explizit beide Seiten für die Bedro-  
hungslage verantwortlich macht.<sup>27</sup> Christa

<sup>25</sup> Vgl. Günter Kunert, „Pamphlet für K.“, in: Sinn  
und Form, 30 (1975) 5, S. 1097 u. S. 1093.

<sup>26</sup> 1971 wurde Uwe Johnson geehrt, dessen Frühwerk  
„Mutmassungen über Jakob“ (1959) noch in der DDR  
entstanden war; 1977 erhielt Reiner Kunze, der im  
April 1977 die DDR verlassen hatte, den Büchner-  
Preis.

<sup>27</sup> Insgesamt sind in der DDR-Ausgabe drei Stellen aus  
der 3. Vorlesung gestrichen worden. Als besonders bri-

Wolf setzt immerhin durch, dass die Auslas-  
sung gekennzeichnet wird.

Im Werk von Christa und Gerhard Wolf  
zeigt sich von Ende der 1960er Jahre an eine  
Faszination vom „Projektionsraum Roman-  
tik“, der Persönlichkeit von Dichtern und  
Dichterinnen, die „ihre Stirnen an der gesell-  
schaftlichen Mauer wund rieben“<sup>28</sup>, sich ver-  
ordneten Ansprüchen entzogen, um im  
„Schatten eines Traums“ zu leben. Davon  
zeugt Gerhard Wolfs eindrucksvoller Colla-  
getext „Der arme Hölderlin“ wie auch ver-  
schiedene Editionen, die beide Wolfs aus dem  
Werk romantischer Dichterpersönlichkeiten  
publiziert haben.<sup>29</sup> Sinnfällig wird diese Spu-  
rensuche in der Romantik vor allem in  
Christa Wolfs „Sommerstück“ (1989), das sie  
als ihr „persönlichstes Buch“ empfindet. Das  
Mecklenburger Sommerhaus weckt die Erin-  
nerung an 1945, als sie mit ihren Eltern aus  
Landsberg an der Warthe in das mecklenbur-  
gische Dorf Gammelmin geflüchtet war. Der  
von heiterer Melancholie geprägte Text, der  
aber auch als „Idylle mit drohenden Untertö-  
nen“ (Aafke Steenhuis) erscheint, schildert in  
einer Sehnsuchtslandschaft, die zugleich Zu-  
fluchtsort ist, die glückliche Erfahrung des  
entspannten Zusammenseins mit Freunden.  
„In diesen Gruppen haben damals viele Men-  
schen in der DDR ihre Integrität bewahrt  
und sich freigedacht. Das Buch ist für viele  
eine Beschreibung ihres eigenen Lebens, wie  
ich jetzt weiß. Ich glaube auch, daß es sogar  
eine Vorankündigung der späteren Ereignisse  
ist, denn es schildert, warum es so nicht wei-  
tergehen konnte.“<sup>30</sup>

sant galten die Zeilen: „Die Nachrichten beider Seiten  
bombardieren uns mit der Notwendigkeit von Kriegs-  
vorbereitungen, die auf beiden Seiten Verteidigungs-  
vorbereitungen heißen. Sich den wirklichen Zustand  
der Welt vor Augen halten, ist psychisch unerträglich.  
In rasender Eile, die etwa der Raketenproduktion bei-  
der Seiten entspricht, verfällt die Schreibmotivation,  
,etwas zu bewirken‘. (...) Der Wahnsinn geht mir  
nachts an die Kehle.“ Auslassung in den ersten fünf  
Auflagen von Christa Wolf, Kassandra. Vier Vor-  
lesungen. Eine Erzählung, Berlin-Weimar 1983, S. 124.  
Erst die 6. Auflage (1988) enthält den vollständigen  
Text, vgl. S. 129.

<sup>28</sup> Christa Wolf zitiert diese Formulierung von Anna  
Seghers, vgl. Fortgesetzter Versuch, in: Die Dimension  
(Anm. 13), S. 342.

<sup>29</sup> Christa Wolf/Gerhard Wolf, Ins Ungebundene ge-  
het eine Sehnsucht. Gesprächsraum Romantik. Prosa  
und Essays, Berlin-Weimar 1986.

<sup>30</sup> Schreiben im Zeitbezug (Anm. 12), S. 149. Christa  
Wolf hat ausgeführt, dass sie mit ihrem Mann erwogen

Christoph Hein hat diese Vorahnung 1989 in seinem Stück „Die Ritter der Tafelrunde“ als beklemmendes Endspiel einer ideologisch bornierten Gerontokratie Monate vor der friedlichen Revolution in Szene gesetzt. An diesem Prozess, der mit dem Anspruch der Menschen auf Volkssouveränität ernst macht, nimmt Christa Wolf mit der Macht des Wortes entschieden Anteil. Bei der Kundgebung auf dem Alexanderplatz erklärt sie am 4. November 1989: „Jede revolutionäre Bewegung befreit auch die Sprache. Was bisher so schwer auszusprechen war, geht nun auf einmal frei über die Lippen. (...) Die Sprache springt aus dem Ämter- und Zeitungsdeutsch heraus, in das sie eingewickelt war, und erinnert sich ihrer Gefühlswörter. Eines davon ist ‚Traum‘. Also träumen wir mit hellwacher Vernunft.“<sup>131</sup>

## Das Eigene und das Fremde

Im Frühjahr 1990 veröffentlicht Christa Wolf die Erzählung „Was bleibt“, ein Text, der persönliche Erfahrungen mit den Praktiken des Überwachungsstaates thematisiert. Er handelt von Angst und Ohnmacht, der Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit und Solidarität und von der Schwierigkeit, in den Bedrückungen und Alpträumen der eigenen Existenz eine authentische Sprache zu finden. Die Erzählung ist 1979 entstanden und offensichtlich ein Paralleltext zu „Kein Ort Nirgends“. Dass Christa Wolf diesen Text im Jahr seiner Entstehung in der DDR nicht publizieren konnte, ist nachvollziehbar. Missverständ-

habe, die DDR zu verlassen, doch hätten sie eine solche Entscheidung verworfen: „Ehrlich gesagt, wir wussten nicht, wohin. Wir sahen in keinem anderen Land eine Alternative. Dazu kam: Ich bin eigentlich nur an diesem Land brennend interessiert gewesen. Die scharfe Reibung, die zu produktiven Funken führt, fühlte ich nur hier mit aller Verzweiflung, dem Kaltgestelltsein, den Selbstzweifeln, die das Leben mit sich bringt.“ Ebd., S. 148.

<sup>131</sup> Sprache der Wende. Rede auf dem Alexanderplatz, in: Im Dialog (Anm. 12), S. 119f. Etwa drei Wochen später gehört Christa Wolf mit dem Regisseur Frank Beyer, dem Schriftsteller Volker Braun und dem Filmemacher Konrad Weiß zu den Erstunterzeichnern des Aufrufs „Für unser Land“, die an die Menschen in der DDR appellieren, „in gleichberechtigter Nachbarschaft zu allen Staaten Europas eine sozialistische Alternative zur Bundesrepublik zu entwickeln“ (ebd., S. 171). Diese Perspektive sollte sich rasch als Illusion erweisen, und jene, die sie formuliert hatten, gerieten im Westen in den Fokus einer moralisierenden öffentlichen Kritik.

nisse löste ihr Vermerk aus, dass sie den Text im Sommer 1990 überarbeitet habe (was stilistisch, nicht inhaltlich gemeint war). Die Frage nach der Klarheit und Wahrheit der Geschichte, die Christa Wolf erzählt, verwandelte sich rasch in eine Frage nach der Konsequenz und Wahrhaftigkeit ihrer politischen Haltung, die sie in 40 Jahren DDR eingenommen hatte. Über den „Literaturstreit“, der damit ausgelöst wurde und der im Vorwurf der „Gesinnungsästhetik“ (Ulrich Greiner) sein denkwürdiges Stichwort gefunden hat, ist so viel geschrieben worden,<sup>132</sup> dass eine Bemerkung genügen soll: Es ist erstaunlich, dass nicht die einflussreichen angepassten Autoren, sondern die beiden wichtigsten ostdeutschen Dichter, Christa Wolf und Heiner Müller, in den Mittelpunkt einer gesinnungspolitischen Kontroverse gerieten, die fast ausschließlich von der westdeutschen Literaturkritik bestritten wurde und im Januar 1993 in entrüsteten Anklagen einer Kollaboration mit dem Überwachungsstaat kulminierte.

Christa Wolf hatte 1961 mit der „Moskauer Novelle“ ihr erstes literarisches Werk publiziert. Zuvor war sie nach dem Abschluss des Germanistikstudiums 1953 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Schriftstellerverband, seit 1956 als Cheflektorin im Verlag „Neues Leben“, 1958/59 als Redakteurin der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ und bis 1962 als freischaffende Lektorin für den Mitteldeutschen Verlag in Halle tätig. Danach zog die Familie mit zwei Töchtern nach Kleinmachnow, wo Christa Wolfs literarische Karriere ihren Anfang nahm. Einbezogen in den kulturellen Funktionsbereich war sie von der Staatssicherheit am 24. März 1959 als „Gesellschaftliche Informantin“ (GI) geworben und unter dem Decknamen „Margarete“ geführt worden, wie ihr einziger handschriftlicher Bericht ausweist. Dass Christa Wolf die Mitarbeit unangenehm war, zeigen zwei Fakten: Sie hat wiederholt Termine ausfallen lassen und sich geweigert, Begegnungen in konspirativen Wohnungen zu vereinbaren. Insgesamt sind sieben Gespräche mit einem Mitarbeiter der Staatssicherheit dokumentiert, davon drei in Berlin, die vermutlich mit ihrer Tätigkeit als Redakteurin der NDZ zusammenhängen, und vier Gespräche in Halle,

<sup>132</sup> Vgl. insbesondere Thomas Anz (Hrsg.), „Es geht nicht um Christa Wolf“. Der Literaturstreit im vereinten Deutschland, München 1991.

in ihrer eigenen Wohnung im Beisein von Gerhard Wolf – ein Verstoß gegen die Regel der Konspiration. Als am 21. Januar 1993 die „Berliner Zeitung“ den Vorgang aufgedeckt hatte, eskalierten Verdächtigungen und Vorwürfe, voran „Bild“, „Die Welt“ und „Der Spiegel“. Nachdem Christa Wolf – als Beschuldigte wurden ihr die Akten später zugänglich als den Medien – von dem Sachverhalt im kalifornischen Santa Monica erfahren hatte, initiierte sie die Publikation des Vorgangs.<sup>133</sup> Der Befund zeigt: Die Staatssicherheit hielt den Ertrag der Gespräche für unerheblich, und so endete die Affäre im Februar 1962.

Nach Kenntnis der Fakten musste die Vehemenz der Attacken, denen Christa Wolf ausgesetzt war, erstaunen und befremden. Obwohl die Autorin auch einführende Deutungen des Vorgangs lesen konnte, wirkte vor allem das Pathos irritierend, mit dem sich Fritz J. Raddatz in der „Zeit“ über Christa Wolf und – den mit unbewiesenen Vorwürfen mitverdächtigten – Heiner Müller entrüstete: „Mir scheint, beide haben nicht nur ihrer Biographie geschadet; sie haben ihr Werk beschädigt.“<sup>134</sup> Hatte Raddatz übersehen, dass Christa Wolfs erstes wichtiges Buch erst erschienen war, als die von ihr enttäuschte Staatssicherheit sie bereits abgeschrieben hatte? Und hatte er absichtsvoll außer acht gelassen, dass die Wolfs seit 1968/69 unter den Decknamen „Skorpion“ (für Gerhard Wolf) und „Doppelzüngler“ (für beide gemeinsam) permanent und in gewaltigem Umfang bis zum Ende der DDR observiert worden sind?<sup>135</sup> Hatten die selbstgerechten Moraliser Christa Wolfs mutige Intervention auf dem „Kahlschlagplenum“ und ihren Protest gegen die Zwangsausbürgerung Wolf Biermanns vergessen?

Dass Christa Wolf irritiert und verbittert reagierte, lässt sich nachvollziehen. Nach Lektüre der Akten gewann sie im Gespräch mit Günter Gaus die Einsicht: „Ein fremder Mensch tritt mir da gegenüber. Das bin nicht ich. Das muß man erst einmal verarbeiten. (...) Wer war ich eigentlich damals? Es ist ein

schreckliches Entfremdungsgefühl, was mich überkommt, wenn ich das lese.“<sup>136</sup> Die Antwort auf diese Frage ist einfacher, als es scheint: Es war der Entschluss, sich unabhängig zu machen von Institutionen und Apparaten, der die Entfremdung aufgehoben und die politische Person Christa Wolf verändert hat. Rekapituliert man die Kontroversen, die als „Literaturstreit“ und als „Bilderstreit“ in die Kulturgeschichte eingegangen sind,<sup>137</sup> so wird deutlich, dass die Auseinandersetzung um Christa Wolf auf symptomatische Weise den Anspruch einer westdeutschen Hegemonialkultur im deutschen Einigungsprozess manifestiert.

## Wildes Denken

Mit „Medea“ (1996) hat Christa Wolf die Mythenerkundung zu einem eindrucksvollen Abschluss geführt, in dem eine weit zurückblickende Spurensuche bis in die vorantike Überlieferung mit existenzieller Selbstreflexion sinnfällig verschränkt erscheint. „Medea“ ist uns aus der Tragödie des Euripides als doppelte Kindsmörderin überliefert; sie war mit Jason und dem vom Vater geraubten Goldenen Vlies der Argonauten aus Kolchis in das ferne Korinth geflohen, bevor sie aus Eifersucht über die verratene Liebe Jasons als wilde Fremde einen unbegreiflichen Racheakt vornimmt.

Das Drama einer unmenschlichen Untat wird für Christa Wolf zur Grundfrage nach den Mechanismen, mit denen Schuldzuweisungen konstruiert und „Sündenböcke“ produziert werden. Ihre Zweifel an der Wahrheit des von Euripides berichteten Geschehens führen sie zu der sicheren Überzeugung, dass der Ursprung der Geschichte ganz anders war und erst Machtinteressen und Gewaltfantasien eine Figur hervorgebracht haben, die der Gesellschaft als Entlastung für eigenes Fehlverhalten dient.

Die Tatsache, „daß eine Frau zum Sündenbock gemacht wird“, ist nach Christa Wolf auch damit zu erklären, „daß die Autorin eben dieses Problem in dieser Zeit selbst sehr

<sup>133</sup> Vgl. Akteneinsicht (Anm. 8), S. 19–139.

<sup>134</sup> Fritz J. Raddatz, Von der Beschädigung der Literatur durch ihre Urheber, in: Die Zeit vom 29. 1. 1993, S. 51.

<sup>135</sup> Vgl. Akteneinsicht (Anm. 8), S. 275–290.

<sup>136</sup> Zur Person, in: Akteneinsicht (Anm. 8), S. 256.

<sup>137</sup> Vgl. Rüdiger Thomas, Wie sich die Bilder gleichen. Ein Rückblick auf den deutsch-deutschen Literatur- und Bilderstreit, in: Deutschland Archiv, 40 (2007) 5, S. 872–882.

stark empfunden hat“,<sup>138</sup> doch warnt sie vor einer vordergründigen Lesart. Denn der Kern „dieses mutigen, scharfsinnigen, brillanten und notwendigen Buches“<sup>139</sup> ist eine grundlegende Kritik am Patriarchat: „seit ich über Cassandra gearbeitet habe, ist mir ganz klar, daß die Geschichte des Patriarchats die Geschichte der Frauen aus der Mythologie umgeformt hat. (...) In die Richtung z. B. der Cassandra, also einer Frau, der niemand glaubt. Noch stärker ist diese Umformung bei Medea. Die wilde Frau, das war etwas, das ist etwas, was das Patriarchat nicht erträgt – aus gutem Grund.“<sup>140</sup>

Mit „Medea“ scheint ein Prozess abgeschlossen, in dem Christa Wolf sich selbst gefunden hat, auch wenn ihr vieles in der Lebenswelt des vereinten Deutschlands fremd geblieben ist: „Wildes Denken“, das sie sich im Prozess des Schreibens angeeignet hat, weitet den Blick und lässt die Trauer über verlorene Utopien ertragen, ohne zu resignieren. So konnte sich Christa Wolf „Leibhaftig“ (2002) nicht nur an Schmerz und Krankheit, sondern auch an die Paradoxien des Lebens in der DDR erinnern und viele neue Freunde in jenem Land gewinnen, das nun auch das ihre ist.

In einem einfühlsamen Text zu „Medea“ hat die Turiner Germanistin Anna Chiarloni vor zwölf Jahren eine Erkenntnis formuliert, die heute ein Wunsch von Christa Wolf zu ihrem 80. Geburtstag sein könnte: „In der Mitte Europas hat plötzlich die Wende zwei Kulturen zusammengeworfen. Wichtig wäre es, daß jeder dem anderen die Möglichkeit gäbe, seine eigene Geschichte zu erzählen. Damit eine Erinnerungsgemeinschaft entsteht, die differenzierte Erfahrungen unterscheidet, erduldet und aufbewahrt.“<sup>141</sup>

<sup>138</sup> Christa Wolf im Gespräch nach der Medea-Lesung im FrauenMuseum in Bonn am 23. 2. 1997, in: Marianne Hochgeschurz (Hrsg.), *Christa Wolfs Medea. Voraussetzungen zu einem Text*, Berlin 1998, S. 58.

<sup>139</sup> Margaret Atwood, *Zu Christa Wolfs Medea*, in: ebd., S. 74.

<sup>140</sup> Christa Wolf im Gespräch (Anm. 38), S. 59.

<sup>141</sup> Anna Chiarloni, *Medea und ihre Interpreten*, in: M. Hochgeschurz (Anm. 38), S. 119.

Siegfried Lokatis

## Die Hauptverwaltung des Leselandes

Die Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel (HV) im Ministerium für Kultur der DDR<sup>1</sup> war eine literaturpolitische Superbehörde, die als ökonomische Planzentrale die 78 lizenzierten Buchverlage, deren zentrale Auslieferung, die Leipziger Kommissions- und Großbuchhandelsgesellschaft (LKG), die über siebenhundert Filialen des Volksbuchhandels, den Buchaußenhandel (Buchexport und Messe), das zentralisierte Antiquariatwesen und die Bibliotheken steuerte, beziehungsweise, so die Selbstbeschreibung, „anleitete“. Das „Leseland“, wie es vom stellvertretenden Minister für Kultur und Leiter der HV, Klaus Höpcke, proklamiert wurde, war demnach im Prinzip (die Lebenswirklichkeit und das Selbstverständnis von Büchermachern, Autoren und Lesern geht in einer abstrakten institutionellen Verortung nicht auf) das mehr oder weniger wohl organisierte Hinterland, der Herrschaftsbereich dieser Behörde. Deren Zensurfunktion stellte einen für das System zwar besonders charakteristischen Ausschnitt dar, aber eben nur einen Ausschnitt.

### Siegfried Lokatis

Dr. phil., geb. 1956; Professor für Buchwissenschaft am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig, Burgstraße 21, 04109 Leipzig.  
lokatis@rz.uni-leipzig.de

Zensurenentscheidungen hatten neben dem kulturpolitischen zugleich einen ökonomi-

<sup>1</sup> Vgl. Ernest Wichner/Herbert Wiesner (Hrsg.), „Literaturentwicklungsprozesse“. Die Zensur der Literatur in der DDR, Frankfurt/M. 1993; Carsten Gansel, *Das Parlament des Geistes*, Berlin 1996; Simone Barck/Martina Langermann/Siegfried Lokatis, *Jedes Buch ein Abenteuer! Zensursystem und literarische Öffentlichkeiten in der DDR*, Berlin 1997; Anna Christina Giovanopoulos, *Die amerikanische Literatur in der DDR*, Essen 2000; Michael Westdickenberg, *Die Diktatur des anständigen Buches*, Wiesbaden 2004.

schen Aspekt. Die allgemeine Knappheit wirkte sich als permanenter Mangel an Papier und Devisen aus, und es war die Not, über deren Verwendung zu entscheiden, die offiziell die Zensur und das Druckgenehmigungsverfahren legitimierte. Aus diesem Grund ist es kaum sinnvoll, in der Darstellung die ökonomischen Zwänge vom Politischen zu trennen.

Die HV verwaltete, seit Anfang der 1970er Jahre im verwirrenden Wechselspiel mit dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS) und dem Deutschen Schriftstellerverband (DSV), zudem diverse Literaturpreise. Sie konnte Ausreisanträge und Devisenprivilegien bewilligen, sie beeinflusste das Rezensionswesen und die Kommentare der Literaturführer. Sie entschied nicht nur über den Druck – gleichsam die literaturpolitische Schlüsselgewalt –, sondern auch über Auflagenhöhen und Bestsellerchancen, kurz: über das literarische *Ranking*. Sie verfügte also auf den ersten Blick in hohem Maß über das, was im bürgerlichen Literatursystem nach Pierre Bourdieu als „kulturelles Kapital“ zu bezeichnen wäre. Trotzdem war ein literarischer Kanon von der HV zu keiner Zeit zu verordnen, sondern blieb grundsätzlich fremdbestimmt. Denn nicht alle Menschen lasen, was sie sollten, sondern schätzten tendenziell mehr das Verbotene, von der offiziellen Literaturpolitik Ausgegrenzte.

Die Konferenz „Der heimliche Leser in der DDR“<sup>12</sup> hat im Herbst 2007 eine im Alltag bestimmter (konfessioneller, wissenschaftlicher, politischer) Milieus fundierte Gegenwart zum staatlichen Literatursystem aufgezeigt und dokumentiert. Im Folgenden geht es darum, das offizielle Literatursystem, das „Leseland“ der HV, mit der Gier nach Verbotenem in Beziehung zu setzen.

## Druckgenehmigte Literatur

Die Literatur der DDR spiegelt sich in Zensurakten. Es ist ein weltweites Unikum, dass diese für eine ganze Landesliteratur nahezu vollständig erhalten sind. Im Bundesarchiv lagern die Druckgenehmigungsakten der HV. Fast zu allen in der DDR zwischen 1951 und

<sup>12</sup> Vgl. Siegfried Lokatis/Ingrid Sonntag (Hrsg.), *Heimliche Leser in der DDR. Kontrolle und Verbreitung unerlaubter Literatur*, Berlin 2008.

1989 erschienenen Titeln, ob es sich um Romane oder Geschichtsbücher, um Lyrikanthologien oder Lexika handelt, sind jeweils ein Antragsbogen sowie in der Regel zwei Gutachten überliefert. Allein für die Schöne Literatur ist von etwa 20 000 solcher Druckgenehmigungsvorgänge auszugehen.

Beim Zensursystem der DDR handelt es sich um ein Phänomen, für dessen Erforschung Anfang der 1990er Jahre noch keine wissenschaftlichen Routinen existierten. Das undurchsichtige bürokratische Geflecht aus Kompetenzbereichen und Interessenlagen nachzuzeichnen wurde zur Aufgabe einer systematischen Zensurforschung, die sich nicht auf die Präsentation der großen Zensurfälle von öffentlichem Interesse beschränken wollte. Letztlich half nur die zeitraubende wie staubintensive induktive Methode, aus einer Unzahl von Mosaiksteinchen ein Bild der alltäglichen Funktionsweise der Zensur zu entwerfen. Aus den Akten ließ sich lernen, zwischen harten, stets gültigen, und weichen, veränderlichen Tabus zu unterscheiden. Man konnte das Auf und Ab in der ideologischen Großwetterlage nachzeichnen und Zonen ideologischer Ungleichzeitigkeit identifizieren, etwa Verlage (wie Hinstorff oder Reclam), in denen zeitweise besonders mutige Bücher publiziert werden konnten. Wer in den Akten nach spannenden Fällen sucht, sollte darauf achten, wie viel Zeit vom Eingang des Druckgenehmigungsantrags bei der Zensurbehörde bis zur Erteilung der Druckgenehmigung verging, weil eine lange Bearbeitungsdauer den sicheren Hinweis auf mit dem Manuskript verbundene „ideologische Probleme“ darstellt. Im Zensurjargon sprach man von „Schmorfällen“. Buchverbote waren die Ausnahme, gebräuchlicher war, dass ein Verlag nach entsprechenden Hinweisen von sich aus ein „moralisch verschlissenes“ Manuskript zurückzog, um einer „ideologischen Panne“ vorzubeugen.

Für den Zensor enthielt der Druckgenehmigungsantrag genug Informationen, um über die Publikationswürdigkeit eines Manuskripts zu entscheiden. Er hatte nur in Ausnahmefällen die Zeit, es selber in Augenschein zu nehmen, und die Alternative, ein zusätzliches Gutachten einzuholen, war kostspielig. Für einen mitteldicken Roman betrug das Begutachtungshonorar, gestaffelt nach Schwierigkeitsgrad, zwischen 150 und 250

Mark. Diese Summe wurde nur investiert, wenn ein begründeter Verdacht bestand, sich der Verlag in anderen Fällen als unzuverlässig gezeigt hatte oder der Autor als heimtückischer Querulant galt. Doch oft gerieten auch parteitreue Autoren in die Mühlen, weil ihr einstmals „politisch richtiger“ Text zum falschen Zeitpunkt eingereicht wurde und eine offizielle Auftragsarbeit inzwischen durch eine veränderte Beschlusslage überholt war. In diesem System reichte der gute Wille zur Selbstzensur keineswegs aus, man musste auch auf der Höhe des aktuellen ZK-Plenums schreiben können.

Wenn ein Manuskript bei der HV zur Druckgenehmigung eingereicht wurde, hatten solche Probleme bereits überwunden, die Texte druckreif zu sein. Der Hauptteil der Zensurarbeit am Manuskript wurde nicht erst in der Zensurbehörde, sondern bereits in den Verlagen geleistet, und die HV beschied sich mit Stichproben, mit einer Art Endabnahme- und TÜV-Funktion. Brisante oder verdächtige Manuskripte mit unzureichenden Gutachten wurden noch einmal in Augenschein genommen oder an zuverlässige anonyme Außengutachter weitergeleitet. Deren „Einwände“ wurden als Änderungsaufgaben dem Verlag übermittelt, der diese beim Autor zu vertreten hatte. Durch diese perfide, den sensiblen Verlagslektor quälende Methode gelang es der Zensur, mehr oder weniger unsichtbar zu operieren. Die Rolle der Selbstzensur in der DDR wird meist überschätzt. Diese war anders als in der Bundesrepublik kein moralisches Problem eines korrumpierten Autorengewissens, sondern Folge eines institutionell vermittelten Erziehungsprozesses, einer Konditionierung durch elektrische Stromschläge.

Insgesamt ist zu konstatieren, dass sich im Lauf von vier Jahrzehnten die Begutachungskriterien zivilisierten und verwissenschaftlichten und dass sich die Toleranzspielräume erstaunlich erweiterten. Es ist unstrittig, dass in der DDR der Schönen Literatur, zumal der Gegenwartsliteratur von Autoren wie Christoph Hein, Erich Loest, Landolf Scherzer, Erwin Strittmatter oder Christa Wolf, die Funktion einer kritischen Öffentlichkeit zuwuchs, in der über die stalinistische Vergangenheit, über Umweltfragen, korrupte Parteifunktionäre und sogar über die Zensur selbst verhandelt werden konnte. Das wird

plausibel damit erklärt, dass die gelenkte Presse für eine solche Funktion nicht in Betracht kam. Aber die Belletristik wurde streng zensiert, und zwar eher noch gründlicher als die Tagespresse, systematischer, im Vorfeld, langfristig. Was die Effektivität der Buchzensur angeht, definierte die DDR unangefochten das Weltniveau. Dass man in dieser Hinsicht selbst das große Vorbild, die sowjetische Zensur, übertreffen konnte, lag sowohl an der notorischen preußisch-bürokratischen Gründlichkeit als auch an den ungleich schwierigeren Arbeitsbedingungen in einem geteilten Land mit faschistischer Vergangenheit, welche die DDR-Zensur zur unablässigen Verfeinerung ihrer Methoden und zur effektiven Zentralisierung zwangen.

Autoren wie Franz Fühmann, Stefan Heym, Stephan Hermlin, Hermann Kant oder auch Jürgen Kuczynski haben sich an der Zensur abgearbeitet. Aber es gab auch Autoren, die mit dem MfS kooperierten und womöglich dort ihren wohl wollenden Zensor anschwärzten.<sup>13</sup> Hingegen fanden sich unter den Zensoren durchaus engagierte Literaturfreunde: Das Studium verbotener Bücher erweiterte den Gesichtskreis und zerstörte die enge Auffassung vom „Sozialistischen Realismus“. Angesichts strenger Kontrollen und literaturfremder, ideologisch bornierter übergeordneter Stellen im Zentralkomitee (ZK) und im Politbüro der SED hätte guter Wille allein wenig genützt. Es war zweckmäßig, handfeste Argumente ins Feld zu führen, um das eine oder andere literarische Experiment befürworten zu können. Auch im Sozialismus erwies sich der Hinweis auf ökonomische Zwänge als durchschlagend: Wenn Devisen auf dem Spiel standen, bereits Satzkosten angefallen waren oder der sensible Terminplan der Großdruckereien aus den Fugen zu geraten drohte, wurden beide Augen zugeedrückt.

Der verdeckte Primat der Ökonomie erklärt, weshalb in der DDR Zensurenentscheidungen oft Kompromisscharakter trugen und weniger dekretiert als ausgehandelt wurden. Im Zweifelsfall waren alle Seiten bestrebt, auch politisch schwierige, „problematische“ Titel zu „machen“. Zensoren und politisch

<sup>13</sup> Vgl. Joachim Walter, Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der DDR, Berlin 1996.

verantwortliche Lektoren taten gut daran, zu dokumentieren, dass sie es sich nicht leicht gemacht und Vorsicht hatten walten lassen. Deshalb glichen etliche Verlagsgutachten im Druckgenehmigungsantrag Verhandlungsprotokollen, in denen alle in den Gutachten erhobenen Einwände aufgeführt waren und jede im Verlag oder der Zensurbehörde durchgesetzte Änderung als Verhandlungserfolg verzeichnet wurde. Besonders gern griff man zu dem Argument, ein gefährliches Buch durch ein kommentierendes Nachwort stigmatisiert oder durch eine kleine Auflage marginalisiert zu haben. War das Buch einmal genehmigt, konnte man in der Nachauflage ein als peinlich empfundenenes Nachwort wieder wegfallen lassen.

Die zensurerfahrenen Verlagslektoren verwalteten ein unerschöpfliches Repertoire an Krücken, mit denen sie die unwahrscheinlichsten Projekte ermöglichten. So enthält eine 1987 erschienene Bibliographie des Verlags Volk & Welt<sup>†</sup> bis auf Sartre und Proust, die bei Aufbau erschienen waren, die gesamte, einst als „dekadent“ verpönte „literarische Moderne“: Die Publikation von Autoren wie Apollinaire und Anouilh, Beckett und Benn, Camus und Canetti, Dürrenmatt, Enzensberger, Freud, Grass, Ionesco, Joyce, Kafka und Musil imponierte auch im brüchigen Kosmos des „Sozialistischen Realismus“ als eindrucksvolle Kette kleiner Heldentaten. Wer zwischen den Zeilen der Akten liest, kann das Schauspiel beobachten, wie Schriftsteller, Lektoren, Verleger und Zensoren über zwei Jahrzehnte hinweg nicht müde wurden, Tabus anzuknabbern und die Grenzen des Publizierbaren auszuweiten. Infolge einer Eigenart des Druckgenehmigungsverfahrens handelte es sich bei solchen Zensurkämpfen keineswegs nur um Einzelgefechte. Ein druckgenehmigtes Buch wurde leicht zum Präzedenzfall. Es war offiziell erlaubt und gültig, man konnte einem DDR-Autor kaum verbieten, so zu schreiben, wie es internationale Protagonisten der literarischen Moderne vorgemacht hatten. Ungewöhnliche Bücher verschoben die literaturpolitische Linie und waren gerade deshalb heftig umstritten.

<sup>†</sup> Vgl. H. D. Tschörtner (Hrsg.), Bibliographie Verlag Volk und Welt. 40 Jahre internationale Literatur, Berlin 1987; Simone Barck/Siegfried Lokatis (Hrsg.), Fenster zur Welt. Eine Geschichte des Verlags Volk und Welt in der DDR, Berlin 2003.

Wenn, so wussten die Volk & Welt-Lektoren, Joyce möglich war, konnte man es auch mit Beckett versuchen, nachdem Ortega absolviert war, stand Nietzsches zur Diskussion, und von Camus schritt man weiter zu Genet.

Zum taktischen Repertoire gehörte es, suspekten Autoren nicht gleich mit ihren umstrittensten Werken, sondern zunächst an unauffälliger Stelle einzuführen. Als geeignetes Versteck für diskrete DDR-Premieren waren Anthologien beliebt. Hatte ein Autor auf diese Weise sein literarisches Aufenthaltsrecht erstritten, so konnte man sich an dessen berüchtigte Texte herantrauen. Diesem Muster entsprechend gelang es beispielsweise, von Henry Miller nach dessen Premiere in einer amerikanischen Prosasammlung („Moderne amerikanische Prosa“, 1965) und einem dezidiert unerotischen Taschenbüchlein („Mademoiselle Claude“, 1978) nach zwanzigjährigem Anlauf 1986 den „Wendekreis des Krebses“ zu publizieren. Viele solcher Projekte erforderten langen Atem. Als sich eine Romanistik-Lektorin 1985 bei Volk & Welt daran wagte, endlich „Die Haut“ von Curzio Malaparte durchzusetzen, musste sie im Gutachtenarchiv des Verlags feststellen, dass seit den 1950er Jahren schon drei ihrer Vorgänger an dieser Aufgabe gescheitert waren. „Stiller“ von Max Frisch (1975) und drei Bände der Memoiren Ilja Ehrenburgs (1978) erschienen mit einer Verspätung von fünfzehn Jahren, nachdem diese Bücher Anfang der 1960er Jahre auf spektakuläre Weise vom ZK gestoppt worden waren.

Natürlich machte es einen erheblichen Unterschied, ob man es mit Texten von Weltautoren – die ein Zensor nicht gut ändern konnte – oder mit dem eigenen Schriftstellernachwuchs zu tun hatte, der vor allem im Mitteldeutschen Verlag in Halle einen Stützpunkt hatte. Hier arbeiteten die Lektoren intensiv mit am Text, was leicht zu legitimieren war, solange ein „Schreibender Arbeiter“ auf Hilfestellungen angewiesen war. Ähnliche Einmischungen hätten sich Autoren der ersten Garde verbeten, die sich eher im Aufbau-Verlag versammelten. Wenn irgendwo ein so engagierter Literaturfreund wie Kurt Batt im Lektorat des Rostocker Hinstorff-Verlages am Werk war, sprach sich das herum, und eher ausgegrenzte Autoren wie Klaus Schlesinger und Ulrich Plenzdorf fühlten sich angezogen.

Belletristik-Zensur in der DDR funktionierte von Verlag zu Verlag unterschiedlich. Selbst im Nachhinein ist das Zensursystem nicht leicht zu durchschauen, die Autoren blieben auf Gerüchte angewiesen. Der Zensurforscher kann durch sein Ex-post-Wissen, durch die Kenntnis der Institutionen, Kader und Hintergrundintrigen, der dominierenden ökonomischen Zwänge und des Wechselspiels der ideologischen Großwetterlage leicht das Wichtigste verfehlen: die bedrohliche Offenheit einer undurchschaubaren Situation. Dem im Nebel stochernden Autor stand eine bunte Palette taktischer Manöver zur Verfügung, um seinen Text durchzusetzen. Er konnte ein aktuelles Anliegen durch ein historisches Gewand tarnen oder auf unverfängliches Terrain ausweichen. Stefan Heyms „König David Bericht“ hatte beispielsweise weniger mit der Bibel als mit der Geschichtspolitik Walter Ulbrichts zu tun. Um zu vermeiden, dass ihre exotischen Abenteuer der strengen Zensur durch das Außenministerium unterlagen, ließen Krimiautoren ihre Abenteuer nicht mehr in Indien oder China, sondern auf einem Ozeandampfer spielen. Besonders beliebt wurden abgelegene Gegenden wie Grönland. Als einer Verfasserin von Eskimo-Märchen trotzdem abverlangt wurde, die Vorzüge der sowjetischen Eskimo-Politik herauszustreichen, verlegte sie die Handlung kurzerhand ins 14. Jahrhundert. Ganze Genres sind auf diese Weise entstanden. So hing die Vorliebe von Autoren wie Franz Fühmann und Christa Wolf für die Romantik damit zusammen, dass die gefürchteten Gutachter des Instituts für Marxismus-Leninismus erst für die Zeit ab 1844 zuständig waren.

Es gab spielerische Versuche, subversive Passagen in Texte einzuschmuggeln. Irmtraud Morgner gelang es, die umstrittensten Passagen eines verbotenen Manuskripts in einem neuen Roman zu verstecken. Die Strategie, so genannte „weiße Elefanten“ oder „Porzellanhunde“ als Streichmasse in den Text zu schmuggeln, um die Aufmerksamkeit des Zensors auf sich zu ziehen – man zitierte also etwa Trotzki, um von der Kritik an der staatlichen Umweltpolitik abzulenken –, wurde auch von Lektoren empfohlen: „Geh bis zur äußersten Grenze. Tue Dir keinen Zwang an. Streichen können wir dann immer noch!“<sup>15</sup> In

<sup>15</sup> Richard Zipser (Hrsg.), *Fragebogen Zensur*, Leipzig 1995, S. 219 (Dorothea Kleine).

dieser Offensivstrategie, einer Art Selbstzensur mit umgekehrten Vorzeichen, trafen die Interessen von Autor, Verleger und Leser glücklich zusammen. Hingegen existierte kein sichereres Mittel, die Zensurbehörde in Wut zu versetzen und zugleich die Aufmerksamkeit der Stasi anzustacheln, als ein noch nicht genehmigtes Manuskript zunächst in der Bundesrepublik verlegen zu lassen. Für den Zensor erfüllte das den Tatbestand der Nötigung, denn er konnte einen im Westen bekannten Text nicht mehr ändern. Sonst passierte es wie bei Christa Wolfs *Kassandra-Vorlesungen*, dass DDR-Leser die gestrichenen Passagen auswendig lernten, und man erntete zusätzlich zum Schaden auch noch den Spott des westdeutschen Feuilletons.

Es gab provokative Versuche, aus dem Zensursystem auszuscheren. Kleinauflagen von Graphiken unter 100 Stück waren nicht dem Druckgenehmigungsverfahren unterworfen, eine Regelung, auf die der literarische Untergrund der 1980er Jahre seine subversiven, allerdings in der Wirkung beschränkten Praktiken stützte. Doch politische Wirksamkeit war nur über die großen Verlage zu erwarten. Hier ist ein bislang übersehenes Phänomen zu erwähnen, das entschieden zur Unterwanderung des Zensursystems beitrug. Es gehörte zum Berufsbild des Zensors, dass er als Kenner verbotener Literatur der Gefahr ideologischer Aufweichung und politischer Zersetzung durch dekadente, feindliche Einflüsse ausgesetzt schien. Deshalb griffen seine Vorgesetzten regelmäßig zu kaderpolitischen Sanktionen. Hauptsächlich als Folge von Strafversetzungen wurden schließlich beinahe alle großen Verlage von ehemaligen Zensoren geleitet. Sie erhielten, wie man sagte, einen Verlag als „Lehen“ überreicht. Diese Strategie erwies sich als zweischneidig. Zwar kannten Verleger wie Günter Hofé vom Verlag der Nation, Jürgen Gruner von Volk & Welt, Gerhard Dahne vom Altberliner Verlag oder Eberhard Günther vom Mitteldeutschen Verlag die strengen Spielregeln, aber gerade wegen dieses Insiderwissens und ihrer Behördenkontakte waren sie in der Lage, nahezu jedes Buch durchzusetzen: Auf diesem Minenfeld wurde der erfahrene Zensor zum besten Verbündeten des Autors.

Schließlich kam es soweit, dass die Zensurbehörde daran ging, die Belletristik-Zensur abzuschaffen. Buchminister Höpcke und der

Präsident des DSV Hermann Kant nutzten den Rückenwind des XI. Schriftstellerkongresses 1987, auf dem Christoph Hein die Zensur als „überlebt, nutzlos, paradox, menschenfeindlich, volksfeindlich, ungesetzlich und strafbar“ geißelt hatte, um dem Chefideologen Kurt Hager im Politbüro die Aufhebung des Druckgenehmigungsverfahrens zum 1. Januar 1989 abzurufen. Hager stellte zwar die seltsame Bedingung, dass davon niemand erfahren dürfe – schließlich konnte man schlecht eine Zensur abschaffen, die offiziell gar nicht existiert hatte –, aber eine solche Sensation machte die Runde, und die Vermutung, dass die Abschaffung der Zensur das öffentliche Meinungsklima im Vorfeld der „Wende“ entscheidend beeinflusst hat, ist kaum von der Hand zu weisen. Doch als endlich die lange erwarteten Bücher Stefan Heyms, Rainer Kunzes, Rudolf Bahros, Ernst Jüngers, Friedrich Nietzsches oder Alexander Solschenizyns erscheinen konnten, gab es keine DDR mehr. Wer interessierte sich 1990 noch für die „Fünf Tage im Juni“, den einst sagenumwobenen vierten Band der Ehrenburg-Memoiren oder für Bahros „Die Alternative“? In jenem Jahr verdrängte im sterbenden Volksbuchhandel die westdeutsche Literatur die Bücher aus der DDR, deren mit Abstand interessantester Jahrgang sich schließlich auf der Müllkippe wiederfand.

## Unerlaubte Literatur

Es ist naheliegend und wäre bequem, als DDR-Literatur nur jene Bücher zu betrachten, die in der DDR erscheinen konnten, also druckgenehmigt waren. Schon damit hätten die zuständigen Literaturwissenschaftler und interessierten DDR-Forscher genug zu tun, da es sich um weit über 300 000 Titel handeln dürfte. Dabei geht es um Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Drucksachen aller Genres, die zum Teil von regionalen Stellen und Institutionen mit „genereller Druckgenehmigung“ autorisiert worden waren; nicht nur um Belletristik, sondern um Kinder- und Kochbücher, um politische Literatur und Briefmarkenalben, Militaria und Comics, professionelle Kleinschriften und Reiseführer. Zu all diesen Genres finden sich interessante Zensurschichten.<sup>16</sup> In der DDR bedurfte selbst

<sup>16</sup> Dieser die unterschiedlichsten Genres übergreifende Ansatz wird durchgespielt in: Simone Barck/Siegfried Lokatis, *Zensurspiele*, Halle 2008.

der Druck einer Eintrittskarte der Genehmigung.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich die hier durchgespielte Gegenüberstellung von genehmigter bzw. druckgenehmigter Literatur auf der einen und unerlaubter Literatur auf der anderen Seite. Unerwünschte Literatur war offiziell in der Regel nicht etwa verboten, sondern sie wurde nicht gedruckt, weil dafür angeblich das Papier oder die Devisen fehlten. Diese Fiktion, die kulturpolitischen Zwang als ökonomischen Mangel ausgeben konnte, ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten, sobald sich der Leser seine unerlaubte Lektüre auf andere Weise zu beschaffen versuchte: in West-Berlin bis zum Mauerbau, aus den Giftschränken für Forschungsliteratur der großen Bibliotheken und Antiquariate, auf der Buchmesse, im befreundeten sozialistischen Ausland oder im Westen. Manche Bücher und Zeitschriften wurden an der Grenze kommentarlos einbehalten, der Besitz anderer zog Anzeigen oder gar Zuchthausstrafen nach sich. Als Baldur Haase nach der Lektüre von George Orwells „1984“ verhaftet wurde, fand er besonders ungerecht, dass ein offizielles Verbot gar nicht bestand.<sup>17</sup>

Die Mehrzahl suspekter Titel blieb nicht durchgängig ausgegrenzt. So erinnerte das internationale Verlagsprogramm von Volk & Welt in der Spätzeit an einen Verbotsindex der 1950er Jahre. Den entsprechenden Publikationen gingen zwar langwierige Zensurkämpfe voraus, aber selbst ein Autor wie Karl May, von dessen Werken der heimliche Leser Heinz Thümmler bis September 1979 an 2788 „Schreibtage“ 21 Bände mit insgesamt 11 933 Seiten eigenhändig abgeschrieben hatte, gehörte seit 1982 zum Kernbestand und wurde seit seiner literarischen Repatriierung vom Verlag Neues Leben gleich in riesigen Auflagen gedruckt.<sup>18</sup> Hingegen verschwanden die anfangs in Massenaufgaben verbreiteten Werke Stalins spätestens nach dem XXII. Parteitag der KPdSU 1961 aus den Buchhandlungen. Es gab eine Unzahl von Texten, die nur zwischenzeitlich „pausierten“, etwa titoistische Titel, Bücher aus China, Albanien oder Israel, Romane von

<sup>17</sup> Vgl. Baldur Haase, *Verführt durch „Schmutz und Schund“*. Mein Orwell, in: S. Lokatis/I. Sonntag (Anm. 2), S. 168–174.

<sup>18</sup> Vgl. Christian Heermann, *Karl May – Heimliches und Unheimliches*, in: ebd., S. 358–372.

Theodor Plievier, Schriften von Georg Lukács. Allerdings gab es politische Texte von höchster Brisanz, die über die Jahrzehnte hinweg de facto verboten waren und deren Beschlagnahmung hohe Strafen nach sich ziehen konnte. Die Listen der auszusondernden Literatur enthielten seit 1948 neben der nationalsozialistischen und militaristischen Literatur auch kommunistische „Parteifeinde“ wie Nikolai Bucharin und Leo Trotzki; neben George Orwells „1984“ und Arthur Koestlers „Sonnenfinsternis“ wären Wolfgang Leonhards „Die Revolution entlässt ihre Kinder“ zu nennen, Hermann Webers „Ulbricht fälscht Geschichte“ oder der „Archipel Gulag“ von Alexander Solschenizyn.

Solche Titel waren indes kaum Objekte des volkssportartig betriebenen Massenschmuggels, von dem die Akten des Zolls und der Post berichten, wie ihn nach dem Mauerbau vor allem reisende Rentner betrieben. Diese wurden „von ihren Kindern und Enkeln rücksichtslos zu Schmugglern umfunktioniert“, um die „regelrecht wie beim Buchhändler bestellte – in aller Regel politisch höchst harmlose – Konterbande durch den Zoll“ zu bringen und sich so einen „Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Buchhandels“ zu erwerben.<sup>9</sup> Deren Erfahrungen an der Grenze mussten schon deshalb unterschiedlich ausfallen, weil die Organe keineswegs berechenbar agierten. Wenigstens zeitweise unterschied sich selbst die Beschlagnahmepraxis einzelner Zollbezirke voneinander. So wurde 1959 bei einigen Zolldienststellen mit, bei anderen ohne Beschlagnahmeprotokoll Literatur einbehalten. Bei der Grenzpolizei wurde den Betroffenen ein Schundschmöker belassen, und die Transportpolizei drückte bei der Reiselektüre älterer Reisender oft ein Auge zu.<sup>10</sup>

In allen Beschlagnahmungsstatistiken von Post und Zoll dominieren über die Jahrzehnte hinweg triviale Textsorten, vom Western- und Liebesroman bis hin zum Versandhaus-

<sup>9</sup> Mark Lehmstedt, Im Dickicht hinter der Mauer: Der Leser, in: ders./Siegfried Lokatis (Hrsg.), Das Loch in der Mauer. Der innerdeutsche Literaturaustausch, Wiesbaden 1997, S. 348–357, hier: S. 355.

<sup>10</sup> Bericht betr. unentgeltliche Einfuhr von Literatur u. a. Druckerzeugnissen aus Westberlin und Westdeutschland, 10. 11. 1959. BArch Berlin-Lichterfelde DL 203, 294, AZKW, HA 2. Vgl. Vorlage für die Dienstbesprechung beim Minister, Begründung, S. 4, ebd., AZKW, Leiter.

Katalog. Allerdings wurden auch diese Genres weniger aus ästhetischen als aus politischen Gründen ausgegrenzt. So wurde die Gefährlichkeit von „Micky-Maus“-Heften wie folgt begründet: „Sogenannte Jugendzeitschriften wie Micky-Maus und andere. Mit diesen Schriften soll insbesondere unsere Jugend von der gesellschaftlichen Arbeit abgehalten werden. Hiermit wird das Ziel verfolgt, in der DDR sogenannte Jugendklubs zu bilden, um so die Jugend vom Eintritt in die FDJ und dem Verband der Jungen Pioniere abzuhalten. Damit wird praktisch der erste Schritt getan, um unsere Jugend für die verbrecherischen Machenschaften der westlichen Machthaber zu gewinnen.“<sup>11</sup>

Der heimliche Leser interessierte sich für „Die Alternative“, „Angélique“, Autoatlanten und Astrologie, für Wolf Biermann, „Bild“ und „Bravo“, für Comics, China und Camus, für von Däniken, „Dr. Schiwago“ und Dürrenmatts „Die Ehe des Herrn Mississippi“, evangelische Erbauungsliteratur und Erotika, Fernsehprogrammhefte und die FAZ, Grass und Gulag-Literatur, Hetzliteratur und Havemann, Illustrierte und Ionesco, James Bond und Ernst Jünger, für Künstlerbücher, Kosalik, den „Kicker“ und Reiner Kunze, Konrad Lorenz und Wolfgang Leonhard, Militaria und Modejournale, Nietzsche und die „Neue Revue“, Orwell und den Otto-Versand, Punk-Zeitschriften und den „Playboy“, für die „Quick“ und Quelle-Kataloge, Reisebücher und rororo, den „Spiegel“ und den „Stern“, Trotzki und Luis Trenker, die Umweltbibliothek und Underground, Vertriebenenblätter und den „Wachturm“, für den „Tag X“ Stefan Heyms, Yoga-Bücher und amerikanische Zukunftsschmöker. In größerem Stil geschmuggelt wurde konfessionelle Literatur aller Kirchen. In einem einzigen VW-Bus hatten die Zeugen Jehovas über 44 000 Exemplare des „Wachturm“ eingeschweißt. Einer Zollstatistik zufolge wurden 1979/1980 in anderthalb Jahren 140 600 Grobsendungen und Päckchen mit konfessioneller Literatur kontrolliert, wovon 28 437 komplett, 4302 teilweise eingezogen und 561 in den Westen zurückgeschickt wurden.<sup>12</sup> Der Versand konfessioneller Literatur wurde

<sup>11</sup> Bericht zur Ein-, Aus- und Durchfuhr von Druckerzeugnissen, 15. 7. 1959. BArch Berlin-Lichterfelde DL 203, 294, AZKW, HA 2.

<sup>12</sup> BArch Berlin-Lichterfelde DL 203/294/04–07–05, Information der Zollverwaltung der DDR, 7. 8. 1980.

vom Westen aus ähnlich systematisch und organisiert betrieben wie die im Kalten Krieg forcierte millionenfache Verbreitung politischer Broschüren. Es wäre voreilig, aus den riesigen, von Bonn subventionierten Auflagenzahlen auf einen realen Bedarf der Bevölkerung zu schließen.

Welche politische Rolle wäre dem heimlichen Lesen von unpolitischer Gebrauchsliteratur als Massenphänomen zuzumessen? Aus heutiger Sicht einer im Wesentlichen frei zugänglichen Informationsflut gegebene Beliebbarkeit besteht eher die Neigung, die Gefährlichkeit, die einem Text zuwachsen kann, zu unterschätzen. Doch in einem Zensursystem wurden die unterschiedlichsten Texte durch staatliche Billigung wie auch umgekehrt durch Ausgrenzung politisch aufgeladen und gewannen an Sprengkraft. So kommt dem heimlichen Lesen als der einfachsten Form der Demonstration von „Eigensinn“ ein symbolischer Wert an sich zu.

## Staatliche Ökonomie des heimlichen Lesens

Was geschah mit den konfiszierten Büchern und Zeitschriften? Sie wurden verwertet. Die nahe liegende Vermutung, dass die Zöllner sie zunächst selbst lasen, lässt sich aus den Akten naturgemäß nur in Ausnahmefällen belegen. Um dem vorzubeugen, wurden die Objekte weitergereicht und landeten, soweit es sich um Massensliteratur handelte, in plombierten Säcken bei der Altpapierverwertung. Wertvollere Literatur wurde vermutlich sogar über das Zentralantiquariat reexportiert, soweit es sich um häufige Dubletten handelte. Um Unikate stritt sich die Deutsche Bücherei mit der Staatsbibliothek und mit der Bibliothek der Zensurbehörde, die schließlich wissen musste, was zu verbieten war. Der Wissenschaftsverleger Klaus G. Saur berichtet von einem Kollegen, der Jahr für Jahr zehn Exemplare eines verbotenen Buches über die Ungarn-Flüchtlinge von 1956 zur Leipziger Messe mitbrachte, das dort regelmäßig beschlagnahmt wurde, wonach dem Eigentümer der Preis von 298 DM pro Stück ersetzt werden musste: „Nachdem das Buch schon einige Jahre auf diese Weise langsam, aber sicher abgeflossen war, kam an einem Messe-Eröffnungstag am Sonntag der Vertriebsleiter des Verlags an den Stand und sah ganz erschro-

cken, dass diese fünf Bücher noch am Stand waren. Man wusste, dass die Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes im dritten Stockwerk ihr Büro hatten. Er ging dorthin und fragte nach, was denn nun los sei, warum die Bücher nicht beschlagnahmt worden seien. Ihm wurde dann treuherzig erklärt, das Thema sei nicht mehr so brisant und man hätte auch schon so viele Exemplare. Er bat händeringend darum, das Buch noch einmal zu beschlagnahmen, und man verständigte sich dann darauf, die Bücher noch einmal zu ‚übernehmen‘, unter der Bedingung, dass sie zur nächsten Messe dann nicht mehr mitgebracht würden.“<sup>13</sup>

Im ZK der SED waren zwar nicht die Abteilungen für Propaganda und Agitation, aber dafür umso mehr die für die Parteibetriebe zuständige Finanzabteilung an ökonomischen Gesichtspunkten interessiert, zumal die Parteikasse auf die Einnahmen aus den Papierfabriken, Druckereien und Zeitungsverlagen der Parteiholding Zentrang angewiesen war. Seit 1963 waren der vormals parteieigene Volksbuchhandel und die größten Buchverlage der HV nachgeordnet, die jährlich dreistellige Millionenbeträge an die SED abführte. Die im Buchhandel erwirtschafteten Gelder flossen im Wesentlichen der SED zu, und dieser Umstand führte zu paradoxen Entwicklungen. Erste größere Zugeständnisse an den Lesergeschmack etwa erfolgten nach dem 17. Juni 1953, als einige der fortan beliebtesten DDR-Zeitschriften wie „Das Magazin“, die Modezeitschrift „Sibylle“, der „Eulenspiegel“ und, als Gegengift gegen die amerikanische Comicflut, das „Mosaik“ gegründet wurden. Die Zensur erlaubte auch kulturvolle Krimis, Science-Fiction und Heimatliteratur. Alle diese massenhaft produzierten und bestens verkäuflichen Kultartikel waren als Gegengewicht zu den damals in West-Berlin leicht zugänglichen Verlockungen von „Schmutz und Schund“ konzipiert, die „Wochenpost“ beispielsweise als sozialistische Antwort auf die „Grüne Post“.

Bereits 1955 war registriert worden, dass Massen unverkäuflicher sowjetischer Belletristik wie Blei in den Lagern ruhten, ein peinliches Politikum, das die Parolen von der deutsch-sowjetischen Freundschaft konterka-

<sup>13</sup> Klaus G. Saur, Die Leipziger Buchmesse 1946 bis 1989, in M. Lehmstedt/S. Lokatis (Anm. 9), S. 126.

rierte. Beginnend mit Ilja Ehrenburgs „Tautwetter“ verbesserten sich indes mit den Jahren die Absatzchancen für solche Titel, die in der Sowjetunion oder bei der DDR-Zensur als politisch umstritten galten; so profitierte Galina Nikolajewas „Schlacht unterwegs“ vom Spitznamen „Unterwegs geschlachtet“. Die Stalin-Kritik Jewgeni Jewtuschenkos, Konstantin Simonows und Michail Bulgakows, der im Rias verlesene Alexander Solschenizyn, schließlich die Gedichte von Anna Achmatowa, Ossip Mandelstam und Boris Pasternak bei Reclam und Volk & Welt, nicht zuletzt die Romane Juri Trifonows, Bulat Okudschawas, Tschingis Aitmatows und Walentin Rasputins, welche die Gorbatschow-Ära einläuteten: *Diese* sowjetische Literatur wurde breit rezipiert, weil sie dem Geschmack der heimlichen Leser entgegenkam, als subversiv galt und manchmal noch nicht einmal in der Sowjetunion zu haben war.

Während in der Bundesrepublik für ein Buch in der Regel massives Marketing notwendig ist, hatten es die Büchermacher der DDR in dieser Hinsicht einfach: Buchverbote und Tabus lieferten den Verlegern die zuverlässigsten Leitplanken, die Zensur bot den zuverlässigsten Kompass. Die in der DDR erscheinende internationale Literatur von Aufbau und Volk & Welt war im Volksbuchhandel meist schlagartig vergriffen. Lizenztitel aus dem Westen wurden in weit überhöhten Auflagen gedruckt. Die 1991 aufgedeckte Plusauflagenpraxis war kriminell, verweist jedoch eindringlich auf das riesige Bedürfnis nach westlicher Literatur. So betrug die reale Auflage von Raymond Chandlers „Die Tote im See“ nicht, wie im Vertrag und in offiziellen Statistiken angegeben, 30 000, sondern 240 000 Exemplare, „Der kleine Prinz“ von Antoine de St. Exupéry erschien nicht 98 000-, sondern 388 000-mal.<sup>14</sup> Insgesamt musste allein Volk & Welt nach 1990 Schadenersatz für zwölf Millionen illegal gedruckter Bücher an Westverlage wie Suhrkamp, Rowohlt und S. Fischer leisten. Der Profit war in die Kassen der für die Plusauflagenpraxis verantwortlichen SED gewandert, die sich an dem von ihrer Zensur aufgestauten Lesebedürfnis systematisch bereichert hatte.

<sup>14</sup> Siehe die Auflagenstatistik im Volk-und-Welt-Archiv in der Akademie der Künste, Berlin.

Jene Verlage, deren Lektoren zielstrebig, geduldig und fintenreich seit Mitte der 1960er Jahre an der Erweiterung der Publikationsspielräume gearbeitet hatten, erfreuten sich zumal bei den bemerkenswert zahlreichen literaturkundigen Bewohnern des „Leselandes“, welche die Spielregeln kannten, großer Beliebtheit und einer gewissen Bewunderung, die zwar im Konsumverhalten der unmittelbaren Nachwendezeit kaum zu spüren war, aber offenbar überlebt hat. Dafür spricht das empörte Presseecho auf die Schließung von Volk & Welt und Reclam Leipzig, auf das drohende Ende von Henschel, Aufbau und Kiepenheuer. Diese Verlage verfügten bis 1990 bekanntlich über zahlreiche sorgfältig arbeitende Lektoren und Übersetzer, die sich ein unter Marktbedingungen operierender Verlag nicht leisten konnte. Die Male ihrer Triumphe, die mühsam erstrittenen Westtitel, fielen zudem an die Lizenzgeber zurück und durften nicht mehr verlegt werden. Es berührt bitter, dass ausgerechnet jene Verlage ein Opfer der Nachwendezeit wurden, welche die Ereignisse von 1989 mit tapferen, über Jahre hinweg verbotenen Büchern vorbereiten geholfen hatten.<sup>15</sup>

Die heimlichen Leser lasen durchaus auch erlaubte Bücher. Das Selbstverständnis, die DDR sei ein „Leseland“, oder besser, im Sinne Johannes R. Bechers, eine „Literaturgesellschaft“, war keineswegs aus der Luft gegriffen, aber die Lesefreudigkeit der Bevölkerung war nicht nur auf die systematische staatliche Leseförderung, sondern auch auf den Wunsch nach von der Zensur vorenthaltener Literatur zurückzuführen. Die westdeutschen Bücherfreunde sollten zwanzig Jahre nach der „Wende“ endlich verstehen lernen, warum DDR-Bürgerinnen und -Bürger ihre Bücher liebten. Denn nach dem Untergang ihrer wichtigsten Verlage und der Entsorgung von zehntausend Bibliotheken sind die Bücher selbst vom Zerfall bedroht. Das Papier ist so schlecht, dass ohne eine baldige, großzügige Rettungsaktion und systematische Entsäuerung die Bücher aus der DDR das nächste Jahrhundert nicht überleben werden.

<sup>15</sup> Vgl. Thomas Reschke, Bücher haben die Wende von 1989 mit vorbereitet, in: S. Barck/S. Lokatis (Anm. 4), S. 68–72.

# Was blieb vom Leseland DDR?

Die DDR nahm für sich gern in Anspruch, ein ausgesprochenes „Leseland“ zu sein. Tatsächlich waren sowohl im Vergleich zur Bundesrepublik als auch zu den osteuropäischen Staaten die Zahlen für den Zeitaufwand des Lesens, für den Buchkauf und die Nutzung von Bibliotheken vergleichsweise hoch.<sup>1</sup>

## Christoph Links

Dr. phil., geb. 1954; Verleger und Publizist, Ch. Links Verlag, Schönhauser Allee 36, 10435 Berlin. links@linksverlag.de ch.links@christoph-links.de

Angesichts der eingemauerten Verhältnisse war die Literatur für manchen eine Art Weltersatz, zumal unter Verantwortung des Kulturministeriums trotz Zensur mitunter auch Bücher erscheinen konnten, deren Themen in den Medien tabu waren und die dort auch nicht rezensiert werden durften. Hinzu kam, dass in der DDR ein vielgliedriges Weiterbildungssystem bestand, wodurch populärwissenschaftliche und Fachliteratur stark gefragt waren.

Doch die Buchbranche war wie alle Bereiche von Wirtschaft und Gesellschaft durch die schnelle Wirtschafts- und Währungsunion sowie die Übernahme des bundesdeutschen Rechtssystems im Jahre 1990 einem radikalen Wandel ausgesetzt, der mancherorts zu nachhaltigen Verwerfungen führte. Den Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland binnen weniger Monate hatte niemand eingeplant oder vorhergesehen, nicht einmal die CDU-geführte Koalitionsregierung der „Allianz für Deutschland“, die bei ihrem Amtsantritt im April 1990 noch von einer Übergangszeit von zwei Jahren ausgegangen war. Viele DDR-Verlage hatten auf der Leipziger Frühjahrsmesse im März 1990 noch Lizenzen bei bundesdeutschen Verlagen gekauft. Doch als die Bücher dann zur Frankfurter Buchmesse im Oktober 1990 erschienen, gab es das eigenständige Vertriebsgebiet schon nicht mehr, für das sie bestimmt waren.

Mit der Übernahme des kompletten Gesellschaftsmodells der Bundesrepublik und der Privatisierung der staats- und parteieigenen Betriebe durch die Treuhandanstalt binnen kürzester Frist änderten sich sowohl die Besitzverhältnisse bei Verlagen und Buchhandlungen als auch die Finanzierungssysteme für Bibliotheken, was letztlich nicht ohne Auswirkungen auf das Leseverhalten blieb.

## Verlage

In der DDR gab es in den 1980er Jahren insgesamt 78 staatlich lizenzierte Buchverlage, die zu 90 Prozent dem Staat, den Parteien oder gesellschaftlichen Organisationen gehörten und deren Profil seit Mitte der 1960er Jahre klar von einander abgegrenzt war.<sup>2</sup> Diese Zahl war über 25 Jahre lang nahezu konstant geblieben, und alle Bestrebungen, sie nach oben hin zu verändern, scheiterten gewöhnlich. (In der Bundesrepublik gibt es gegenwärtig mehr als 2800 professionell arbeitende Verlage, insgesamt sind über 5000 mit einzelnen Büchern vertreten.) Neue private oder auch genossenschaftliche Unternehmungen wurden in der DDR nicht zugelassen, als offizielles Argument mussten stets mangelnde Papierkontingente und Druckkapazitäten herhalten.

In Wirklichkeit ging es um die Aufrechterhaltung des Kontrollsystems mit der Pflicht zur Druckgenehmigung für jedes Manuskript und zur Bewahrung der vielen kleinen Monopolstellungen, die den offiziellen Verlagen einträgliche Gewinne bescherten. (Nur ganz wenige Fach- und Schulbuchverlage wurden vom Staat subventioniert.) Daher war es nur logisch, dass es mit dem Ende der Zensur am 1. Dezember 1989 und der Abschaffung der Lizenzpflicht zum 1. Januar 1990 zu zahlreichen Verlagsneugründungen kam. Allerdings handelte es sich hierbei angesichts des kaum vorhandenen Kapitals zumeist um Kleinunternehmen.

<sup>1</sup> Vgl. hierzu die Beiträge der internationalen wissenschaftlichen Lese-Konferenz des Instituts für Verlagswesen und Buchhandel der Universität Leipzig vom 6. bis 8. Juni 1989: „Leser und Lesen in Gegenwart und Zukunft“, Leipzig 1990.

<sup>2</sup> Diese und die folgenden Verlagszahlen sind entnommen aus: Christoph Links, *Das Schicksal der DDR-Verlage. Die Privatisierung und ihre Konsequenzen*, Berlin 2009.

Für die alten Großverlage der DDR begann ein schmerzvoller Umstellungsprozess, denn vom Charakter her handelte es sich bei vielen eher um ausgewachsene Literaturinstitute mit einem ungewöhnlich großen Apparat denn um effiziente Wirtschaftseinheiten. Der Aufbau-Verlag in Berlin und Weimar beispielsweise, das Flaggschiff der DDR-Verlage, hatte 1989 etwa 180 Mitarbeiter (für ca. 350 Bücher im Jahr), davon allein 70 Lektoren. Kein Verlag der alten Bundesrepublik verfügte über eine derartige personelle Stärke im inhaltlichen und künstlerischen Bereich, hier lag das Schwergewicht eher bei Vertrieb, Werbung und Marketing, während diese Bereiche im Osten kaum entwickelt waren. Pro Mitarbeiter betrug die produzierte Titelzahl im Westen meist über fünf, im Osten oft unter zwei. Dies hing auch mit der schlechten technischen Ausstattung der DDR-Verlage zusammen, wo es kaum Kopierer und keinerlei Personalcomputer gab.

Ab dem 1. Juli 1990, dem Tag der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion, stand der gesamte ostdeutsche Markt für Lieferungen aus dem Westen offen. Der staatliche Volksbuchhandel machte seine Regale für die neuen Titel frei, was bedeutete, dass die DDR-Verlage ihre Bücher massenhaft zurückgesandt bekamen. Die zentrale Auslieferungsfirma Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel (LKG) wurde der Mengen nicht mehr Herr und kippte tonnenweise Bücher in einen aufgelassenen Tagebau.<sup>13</sup> (Sie wurden später von Pfarrer Martin Weskott und seiner Kirchengemeinde in Katlenburg bei Göttingen teilweise eingesammelt und auf Basaren für mildtätige Zwecke zu einem Spendenpreis angeboten.)

Gleichzeitig verfielen die Lizenzverträge mit bundesdeutschen Verlagen – allerdings nur in einer Richtung: Die mit Lizenzen aus dem Westen verlegten Bücher durften von den ostdeutschen Verlagen auf dem gesamtdeutschen Markt (nach einer kurzen Übergangsfrist) nicht mehr angeboten werden. Die in die Bundesrepublik vergebenen Lizenzen behielten dagegen in der nunmehr größeren Bundesrepublik ihre Gültigkeit, sodass gutverkäufliche Titel zumeist noch auf Jahre beim westli-

chen Lizenznehmer verblieben, denn der ostdeutsche Originalverlag hatte ja nur noch die DDR-Rechte – und diesen Staat gab es nicht mehr. Außerdem galten nun längere urheberrechtliche Schutzfristen (in der DDR waren es 50 Jahre nach dem Tod des Autors, in der Bundesrepublik 70 Jahre), womit weitere Titel aus dem Programm fielen.

Übernommen wurde zum 1. Juli 1990 auch das bundesdeutsche Vertragsrecht, was für die sehr langfristig arbeitenden DDR-Verlage zum Problem wurde, da sie gemäß der Perspektivplanforderung des Kulturministeriums Projekte auf fünf Jahre im Voraus vertraglich gebunden hatten. Viele dieser Vorhaben waren nun unter den veränderten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen nicht mehr zu halten und mussten gestrichen werden. Die Autoren, Illustratoren und Übersetzer hatten unter den neuen Rechtsverhältnissen aber einen Anspruch darauf, dass die einmal geschlossenen Verträge auch erfüllt und sie zumindest für eine Auflage komplett ausbezahlt wurden, was zu komplizierten und oft langwierigen Auseinandersetzungen führte. Hinzu kamen die Ansprüche der zumeist übergroßen Belegschaft, die Gehälter schrittweise an die Westtarife anzupassen, was von den bundesdeutschen Gewerkschaften unterstützt wurde, um im Osten des Landes keine Niedriglohnkonkurrenz entstehen zu lassen.

Letztlich entscheidend für das Schicksal der DDR-Verlage war aber die Verkaufspolitik der im März 1990 gegründeten Treuhandanstalt. Der ursprüngliche Auftrag dieser Holding bestand darin, die rund 12 500 volkseigenen Betriebe wettbewerblich zu strukturieren und zu privatisieren.<sup>14</sup> Da eine Wirtschafts- oder Regionalförderung aber nach der Währungsunion nicht mehr zu den Aufgaben der Anstalt zählte und sie auch keine politische „Chefsache“ war, wurde sie mit der staatlichen Vereinigung am 3. Oktober 1990 nicht dem Kanzleramt oder dem Bundeswirtschaftsministerium, sondern dem Bundesfinanzministerium unterstellt. Vom Prinzip Sanierung vor Verkauf stellte man nun auf Verkauf um; die Sanierung sollte

<sup>13</sup> Vgl. Martin Weskott (Hrsg.), Die vergessenen Bücher. Was mit der Buchproduktion der DDR nach 1990 geschah, Katlenburg 1995.

<sup>14</sup> Vgl. Johannes Heß, Unternehmensverkäufe der Treuhandanstalt. Verträge im Spannungsfeld zwischen Arbeitsplatzsicherung und Alteigentümerschutz, Berlin 1997, S. 29.

Sache der neuen Eigentümer werden. Treuhand-Präsident Detlev-Karsten Rohwedder wollte dabei möglichst viel von der „kulturellen Substanz Ostdeutschlands“ erhalten, wie es laut Einigungsvertrag (Artikel 35) auch vorgesehen war. Doch das änderte sich nach seiner bis heute nicht aufgeklärten Ermordung im Frühjahr 1991 und der Übernahme der Geschäfte durch Birgit Breuel im Juni 1991. Sie setzte nach den Vorgaben von Bundesfinanzminister Theo Waigel (CSU) nun ganz auf schnelle Verkäufe. Die praktische Umsetzung dieser Politik im Bereich der staatlichen Verlage oblag dem Referat Printmedien im Direktorat Dienstleistungen bzw. der Abteilung Sondervermögen (für organisationseigene Betriebe). Zuständig für sämtliche Verlage war ein Bauingenieur. Nach heftigen Protesten aus der Branche kamen zeitweilig zwei Fachberater hinzu. Unter enormem Zeitdruck vollzogen sich binnen eines Jahres die meisten Verkäufe, wobei kaum Gelegenheit war, die mitunter recht komplizierte Rechtslage bei einzelnen Verlagen und die Seriosität der Käufer zu prüfen.

Dies führte unter anderem zu der Fehleinschätzung, der Aufbau-Verlag gehöre der SED/PDS und könne daher von der Treuhandanstalt verkauft werden. Erst nach 13 Jahren juristischer Auseinandersetzung ist im März 2008 vom Bundesgerichtshof endgültig geklärt worden, dass der Verlag nach wie vor dem Kulturbund gehörte, der weiterhin als Verein existiert. (Das war ein Grund für die Insolvenz der Verlagsgruppe, die nun unter neuer Eigentümerschaft fortgeführt wird.) In einem anderen Fall, dem Greifenverlag zu Rudolstadt, ging das Unternehmen gleich zwei Mal an Hasardeure. Erst erwarb den Verlag mit den Weltrechten von Paul Zech ein fränkischer Geschäftsmann, der gleich auch noch sieben Volksbuchhandlungen kaufte und mehrere Anzeigenblätter gründete, doch die Kaufsummen nicht überwies, sondern mit den liquiden Mitteln der Firmen verschwand. Aus dem Konkurs heraus kaufte den Verlag dann ein schweizerischer Verleger zusammen mit einem schwäbischen Buchhändler, die sich allenthalben als „Retter“ feiern ließen. Doch nachdem für den Greifenverlag ein millionenschwerer Aufbaukredit von der Kreissparkasse bewilligt worden war, ging der Hauptgesellschafter mit einem Teil des Geldes zurück in die Schweiz und sorgte damit für das endgültige Aus in Rudolstadt.

Binnen weniger Monate wurden 1991 fast alle DDR-Verlage veräußert, oft für eine symbolische DM, wofür die Käufer im Gegenzug versprachen, mehr als 1150 Arbeitsplätze zu erhalten und mindestens 100 Millionen DM zu investieren, um so das Fortbestehen der von ihnen übernommenen Verlage zu sichern.<sup>5</sup> Doch die Einhaltung dieser Zusagen ist kaum je geprüft worden; Ende 1994 stellte die Treuhandanstalt ihre Tätigkeit weitgehend ein.

Die Hauptform der Privatisierung war der Verkauf an westliche Unternehmen. Dies betraf 50 der 78 Verlage, was einen Anteil von 64 Prozent bedeutet. Zwölf Verlage wurden an westliche Partnerfirmen (Doppelgründungen nach 1945, die als Parallelverlage existierten) rückübertragen, was einem Anteil von 15 Prozent entspricht. Sechs Verlage (sieben Prozent) wurden von staatlichen Institutionen, kirchlichen Gremien oder Parteien übernommen, jeweils fünf Verlage (6,5 Prozent) gingen über Management-Buy-Outs (MBOs) an die leitenden Angestellten bzw. Mitarbeitergruppen oder wurden wegen Unverkäuflichkeit liquidiert.

Bei den Verkäufen ist auffällig, dass sie selten genutzt wurden, um das Programmprofil des übernehmenden westdeutschen Stammhauses zu erweitern, sondern dass stattdessen zumeist das gekauft wurde, was im eigenen Verlag schon vorhanden war. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass nach relativ kurzer Zeit die umsatzträchtigen Rechte und Autoren ins westliche Haupthaus geholt wurden und man auf die Dependance im Osten verzichtete. Lediglich acht Verlage der ehemals 39 branchenintern verkauften Editions Häuser waren 2007 noch ohne zwischenzeitliche Insolvenz als produzierende Einheiten in Ostdeutschland kontinuierlich tätig. Sie brachten etwa 18 Prozent der Titel auf den Markt, die noch von früheren DDR-Verlagen produziert wurden. (Etwa sechs Prozent der Titel erschienen zusätzlich vom Westen aus unter dem Namen alter DDR-Verlage.)

Etwas anders sieht es bei den elf Unternehmen aus, die an branchenfremde Investoren (wie Immobilienhändler, Industrielle und Rechtsanwälte) verkauft worden sind. Die

<sup>5</sup> Vgl. Börsenblatt des Deutschen Buchhandels Nr. 92 vom 19. 11. 1991, S. 4061.

beiden größeren Gruppen von Bernd F. Lunkewitz (Aufbau, Rütten & Loening, Gustav Kiepenheuer Verlag, Diederich'sche Verlagsanstalt) sowie Silvius Dornier (Edition Leipzig, Henschel, Militärverlag, Seemann, Urania) haben sich zunächst gut am Markt behauptet und stellten 2006 mit rund 23 Prozent aller Titel ein wichtiges Umsatzvolumen der verbliebenen ostdeutschen Altverlage dar. Den Einzelübernahmen dagegen (Altbörsen, Greifenverlag und Verlag für Lehrmittel) war deutlich weniger Erfolg beschieden, da entweder zu wenig Kapital vorhanden war oder die notwendige Erfahrung fehlte.

Bei der zweiten Gruppe, den zwölf rückübertragenen Verlagen (Bibliographisches Institut, Breitkopf & Härtel, Edition Peters, Gustav Fischer, Hermann Haack, Hirzel, Hofmeister, Insel, Paul List, Reclam, Teubner, Thieme) sind diese mehrheitlich in die westlichen Mutterhäuser integriert worden, auch wenn einzelne Unternehmen aufgrund der wieder erlangten Immobilien noch Büros am alten Standort unterhalten. (Lediglich der Friedrich Hofmeister Musikverlag hat seinen kompletten Sitz nach Leipzig zurückverlegt.)

Jene sechs Verlage, die von staatlichen Institutionen, kirchlichen Gremien oder Parteien übernommen, also nicht sofortigen Verwertungsinteressen unterworfen wurden, haben sich dagegen deutlich besser behauptet. Nur die Evangelische Hauptbibelgesellschaft ist geschlossen worden, wohingegen die Zentralbücherei für Blinde, der Domowina-Verlag, die Evangelische Verlagsanstalt und der katholische St. Benno-Verlag heute stabile Unternehmen sind. Selbst der Karl Dietz Verlag, der nach langem Tauziehen mit der Unabhängigen Kommission zur Überprüfung des Vermögens der Parteien und Massenorganisationen der DDR an die PDS bzw. eine ihr nahe stehende Stiftung gegangen ist, hat bis heute überlebt. Die noch fünf aktiven Verlage dieser Gruppe produzierten 2006 etwa 43 Prozent aller Titel der noch aktiven ostdeutschen Altverlage, also mehr als die 50 privatwirtschaftlich verkauften Unternehmen zusammen!

Nicht bewährt haben sich dagegen die fünf Management-Buy-Out-Privatisierungen. Sowohl Kapitalschwäche als auch interne Probleme beim Krisenmanagement in den unver-

meidlichen Schrumpfungsphasen haben dazu geführt, dass alle fünf Verlage über kurz oder lang in die Insolvenz geraten sind. Das betrifft sowohl die offiziell von der Treuhand vollzogenen MBO-Verkäufe Kiepenheuer Verlag und Mitteldeutscher Verlag als auch die drei mit PDS-Hilfe initiierten MBOs bei Eulenspiegel, Das Neue Berlin und Neues Leben. All diesen Verlagen aber ist eigen, dass sie nach der Insolvenz und der damit verbundenen Entschuldung aus der Konkursmasse heraus von neuen Eigentümern übernommen und wiederbelebt wurden, sodass sie heute alle noch am Markt aktiv sind und etwa zehn Prozent der Titel aller ostdeutschen Altverlage produzieren.

In vergleichsweise geringer Zahl sind von der Treuhandanstalt Firmen der Verlagsbranche abgewickelt und liquidiert worden. Es betraf fünf Verlage, die sich entweder inhaltlich überlebt hatten (wie der Verlag für Agitations- und Anschauungsmittel der SED) oder die aufgrund ihrer geringen Größe für Übernahmen nicht interessant waren. Während in ganz Ostdeutschland 29 Prozent der Betriebe (exakt 3561 von 12 353) von der Treuhandanstalt abgewickelt wurden,<sup>16</sup> nehmen sich die 6,5 Prozent der geschlossenen Verlage eher gering aus, sodass ein oft erhobener Vorwurf an die Treuhandanstalt in diesem Punkt unge-rechtfertigt ist.

Die Anstalt bevorzugte bei allen fünf Verkaufgruppen erkennbar westdeutsche Interessenten. In einem Dutzend von Fällen, da Verlage aus Schweden, Dänemark, Frankreich und Großbritannien auf den deutschen Markt gelangen wollten und entsprechende Angebote unterbreitet hatten, wurden deutsche Konkurrenten vorgezogen. (Lediglich der Verlag der Kunst ging zeitweilig an einen kanadischen Verleger.) Damit liegt die Verlagsbranche mit 1,3 Prozent ausländischer Käufer deutlich unterhalb des sonstigen Privatisierungsgeschehens, denn die Treuhandanstalt hat insgesamt 14 Prozent der Unternehmen an nichtdeutsche Bieter verkauft.<sup>17</sup>

<sup>16</sup> Vgl. Bundesanstalt für vereinigungsbedingte Sonderaufgaben, Abschlussstatistik der Treuhandanstalt per 31. 12. 1994, Berlin 1995, S. 9.

<sup>17</sup> Vgl. Jörg Roesler, Die Treuhandpolitik. Verkauf und Abwicklung statt Sanierung und Umwandlung, in: Hannes Bahrman/Christoph Links (Hrsg.), Am Ziel vorbei. Die deutsche Einheit – Eine Zwischenbilanz, Berlin 2005, S. 102.

Insgesamt existieren von den ehemals 78 staatlich lizenzierten Verlagen der DDR heute in eigenständiger Form ohne zwischenzeitliche Insolvenz gerade noch acht. Selbst mit den neu gegründeten Verlagen zusammen werden in den ostdeutschen Bundesländern gegenwärtig lediglich noch 2,1 Prozent der gesamten deutschen Buchproduktion erzeugt. (Rechnet man Gesamtberlin dazu, sind es 12,7 Prozent der Titel bundesweit.) Nach Wirtschaftskraft betrachtet, sind die ostdeutschen Verlage fast vollständig zu vernachlässigen. Am Gesamtumsatz der deutschen Buchbranche von 11,4 Milliarden Euro waren Firmen aus den neuen Bundesländern (ohne Berlin) 2006 nur mit 0,9 Prozent beteiligt (Berlin mit 9,5 Prozent).<sup>18</sup>

Die Zahl der in dieser Branche in Ostdeutschland Beschäftigten ist von ehemals 6100 auf weniger als 600 gesunken, also auf unter zehn Prozent.<sup>19</sup> Damit hat insgesamt ein Umbruch stattgefunden, der noch gravierender ist als in anderen Wirtschaftsbereichen Ostdeutschlands, wo nach Treuhandangaben immerhin rund 20 Prozent der Betriebe erhalten geblieben sind und etwa 25 Prozent der Arbeitsplätze gerettet werden konnten.

## Buchhandel

Anders gestaltete sich die Entwicklung im Buchhandel. Nach einer zunächst völlig verfehlten Konzeption der Treuhandanstalt, die ostdeutschen Interessenten kaum eine Chance zur Übernahme der ausgeschriebenen staatlichen Buchhandlungen bot, da Sicherheiten gefordert wurden, die kein normaler DDR-Bürger vorweisen konnte (Eigentumswohnungen, Aktiendepots), sind nach heftiger Intervention des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels im Frühjahr 1991 die Richtlinien geändert worden, sodass am Ende tatsächlich knapp zwei Drittel der Geschäfte in die Hände engagierter, oft junger Buchhändler aus dem ehemaligen Gebiet der DDR gelangt sind. Das andere Drittel ist von größeren Unternehmen aus Westdeutschland übernommen worden. Lediglich in der Übergangszeit 1990 entstanden zwei Monopollösungen im Raum Dresden und in Berlin, die

<sup>18</sup> Vgl. Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.), *Buch und Buchhandel in Zahlen*, Frankfurt/M. 2008, S. 34 f., S. 61, S. 122.

<sup>19</sup> Vgl. Ch. Links (Anm. 2), S. 342.

zwischenzeitlich aber weiterverkauft wurden oder wieder zerfallen sind. Der einzige Zwischenbuchhandelsbetrieb, die LKG-Auslieferung in Leipzig, ist im Rahmen eines MBO-Verfahrens zunächst von der Geschäftsführung übernommen und bis 2008 eigenständig weitergeführt worden. Inzwischen hat es ein Konkurrent aus Stuttgart übernommen. Insgesamt konnte ein flächenhaftes Sterben von Buchhandlungen, wie es aus anderen osteuropäischen Ländern bekannt ist, vermieden werden.

In den Folgejahren hat sich eine Entwicklung ergeben, wie sie auch in anderen deutschen Städten zu beobachten ist: Die starken Handelsketten drängen mit ihren großen Filialen in die Innenstädte und richten zum Teil riesige Verkaufsflächen in den neu entstehenden Einkaufszentren ein, womit sie einen wichtigen Teil der (ohnehin sinkenden) Kaufkraft absorbieren und kleinere Einzelhandelsgeschäfte in der Umgebung dadurch zum Aufgeben zwingen. Überlebenschancen bieten sich in den Nischen durch kleinere Spezialbuchhandlungen, deren Zahl in den vergangenen Jahren zugenommen hat. Die Anzahl der Buchhandlungen in den östlichen Bundesländern stieg bis zum Jahr 2000 auf mehr als 1100 an, gegenüber rund 900 zu DDR-Zeiten.<sup>10</sup> Allein in Leipzig hat sich die Buchhandelsfläche in den vergangenen 20 Jahren verzehnfacht.<sup>11</sup> Für den Warenstrom aus dem Westen gab es reichliche Vertriebskanäle im Osten.

Anfangs existierte auch ein überdurchschnittlich starkes Buchkaufverhalten der Ostdeutschen, denn es war viel nachzuholen. 1993 erwarben 75 Prozent der Ostdeutschen mindestens ein Buch, während es in Westdeutschland nur 55 Prozent waren. Mit dem wirtschaftlichen Rückgang in der Region, der Abwanderung und der entsprechend sinkenden Kaufkraft änderte sich das: 1995 waren es nur noch 59 Prozent der Ostdeutschen und weniger als 50 Prozent der Westdeutschen, die mindestens ein Buch pro Jahr kauften. 66

<sup>10</sup> Vgl. Nils Kahlefeldt, *Abschied vom „Leseland“? Die ostdeutsche Buchhandels- und Verlagslandschaft zwischen Ab- und Aufbruch*, in: *APuZ*, (2000) 13, S. 31.

<sup>11</sup> Vgl. Thomas Mayer, *Die Tradition stirbt. Jüngst schloss die Mehring-Buchhandlung, bald macht der Insel Verlag dicht*, in: *Leipziger Volkszeitung* vom 28. 1. 2009, S. 17.

Prozent der Ostdeutschen gaben aber an, mindestens einmal in einer Buchhandlung gewesen zu sein, wo sie beim Kauf billige Taschenbücher bevorzugten.<sup>12</sup> In Deutschland werden 27 Prozent der Bevölkerung zu den „Vielleisern“ gerechnet – mehr als 18 Bücher im Jahr –, aber nur zehn Prozent sind auch Vielkäufer (mehr als 15 Bücher im Jahr).<sup>13</sup>

Das Hauptinteresse liegt im Osten bei Belletristik, Sachbuch, Reise, Hobby und Freizeit sowie Wissenschaften, im Westen dagegen vor allem bei Kinder- und Jugendbüchern, gefolgt von Belletristik (hier vor allem angelsächsische) und Sachbuch; weit abgeschlagen das wissenschaftliche Fachbuch. Während 51 Prozent der Ostdeutschen von Büchern „lernen und profitieren“ wollen, haben nur noch 36 Prozent der Westdeutschen diesen Anspruch.

Auch bei der Belletristik sind die Erwartungen unterschiedlich. Während Ostdeutsche Literatur häufig als Lebenshilfe verstehen und einen unmittelbaren Bezug zu ihren eigenen Erfahrungen suchen, zählen im Westen vor allem das Erschließen neuer Welten und der Unterhaltungswert.

## Bibliotheken

Im Bibliotheksbereich verfügte die DDR über ein außergewöhnlich dichtes Netz, das jeder Bürgerin und jedem Bürger einen relativ problemlosen Zugang zu Büchern in seiner unmittelbaren Umgebung ermöglichte. Während die großen Zentralbibliotheken und die Wissenschaftlichen Allgemeinbibliotheken der Bezirke als Bestandszentren im Wesentlichen erhalten geblieben sind, wurden mindestens 25 Prozent der kleineren Bibliotheken geschlossen. Dies betraf vor allem Zweigbibliotheken in den Wohngebieten, Schul- und Betriebsbibliotheken sowie Gemeindebibliotheken. Bis 1993 erfolgte ein erster Personalabbau auf 65 Prozent des DDR-Bestandes.<sup>14</sup>

Gleichzeitig wurde mit finanzieller Unterstützung aus Bonn Anfang der 1990er Jahre

<sup>12</sup> Vgl. Stiftung Lesen, Jahrbuch Lesen 1995. Fakten und Trends. Mainz 1995, S. 51 f.

<sup>13</sup> Vgl. Börsenverein (Anm. 8), S. 19.

<sup>14</sup> Vgl. Stiftung Lesen/Deutscher Kulturrat (Hrsg.), Kultur im Übergang, Mainz 1993, S. 18–20.

eine erste Bestandserneuerung eingeleitet, was anschließend von den zuständigen Kommunen aus eigener Kraft fortgeführt werden sollte. Dazu fehlten aber die finanziellen Voraussetzungen, da die Kommunen nach dem Verlust eines Großteils der Betriebe mit sinkenden Steuereinnahmen, wachsender Arbeitslosigkeit und starker Abwanderung zu kämpfen hatten. Angesichts der vielfältigen kommunalen Pflichtaufgaben wurde daher alsbald an den freiwilligen Aufgaben (wozu auch die Bibliotheken gehören) gespart – und dies, obwohl im Osten das Interesse an kostenloser Bibliotheksnutzung ständig steigt und die Ausleihzahlen pro Kopf der Bevölkerung weit über denen in Westdeutschland liegen.

Nach einer Repräsentativumfrage der Stiftung Lesen gaben 1995 38 Prozent der Westdeutschen an, „noch nie“ in einer Bibliothek gewesen zu sein, während dies nur für 16 Prozent der Ostdeutschen zutrifft. Dort benutzen 46 Prozent der Bevölkerung mindestens einmal im Jahr eine Bibliothek, während dies im Westen nur ein Drittel tut.<sup>15</sup> Die Zahl der Ausleihen ist im Osten seit 1990 um rund 60 Prozent angestiegen. Dort aber fehlen oft aktuelle Neuerscheinungen, oder es gibt lange Wartelisten dafür. Viele Bibliotheken versuchen sich inzwischen damit zu helfen, dass sie die Einrichtungen ehrenamtlich betreiben und Verlage anschreiben, um Buchspenden zu erbitten.

## Leseverhalten

Das Leseverhalten in Ost und West war in den ersten zehn Jahren nach der deutschen Vereinigung noch recht verschieden, gleicht sich inzwischen aber immer mehr an. Während 1992 noch 68 Prozent der Ostdeutschen mindestens einmal pro Woche zum Buch griffen und es im Westen nur 46 Prozent waren, zeigte sich auch im Jahr 2000 noch ein deutlicher Unterschied: 51 zu 38 Prozent. 2008 sind die Werte dagegen auf das gleiche Niveau abgefallen: Nur noch 42 Prozent der Ostdeutschen lesen wöchentlich in Büchern, 43 Prozent sind es im Westen.<sup>16</sup> Neben Kaufkraftverlust und Bibliotheksabbau ist hierfür im Osten wohl vor allem der Wegzug der

<sup>15</sup> Vgl. Stiftung Lesen (Anm. 12), S. 19.

<sup>16</sup> Vgl. Stiftung Lesen, Lesen in Deutschland 2008, Mainz 2008, S. 25.

jüngeren und besser gebildeten Menschen der entscheidende Grund. Während 25 Prozent aller Westdeutschen 1993 angaben, „nie“ ein Buch in die Hand zu nehmen, waren dies in Ostdeutschland nur acht Prozent. Im Jahr 2008 gibt die Stiftung Lesen für Gesamtdeutschland einen Wert von 25 Prozent Nie-Lesern an, der nicht mehr nach Regionen differenziert wird.

Unter den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen stand das Buchlesen in Ostdeutschland in den 1990er Jahren auf Platz 7, in Westdeutschland auf Platz 11. Seitdem es keine getrennten Erhebungen mehr gibt, rangierte das Bücherlesen gesamtdeutsch ab 1999 mehrere Jahre auf Platz 9 der bevorzugten Freizeitbeschäftigungen, 2007 hat es aber gemäß der Verbraucheranalyse von Bauer Media wieder Platz 7 erreicht (nach Musik hören, Fernsehen, Zeitung lesen, Essen gehen, Feiern und Auto fahren). Folgt man dieser Studie, so liegt die Buchlektüre noch drei Plätze vor der Computernutzung.<sup>17</sup> Die Stiftung Lesen sieht dagegen das Bücherlesen auf Platz 8 der Freizeitaktivitäten, bereits überholt vom Internetsurfen.

Bei den bevorzugten Autoren gab es noch lange Zeit deutliche Unterschiede zwischen Ost und West. Obwohl der Unterhaltungsschriftsteller Heinz Konsalik zeitweilig auch im Osten die Beliebtheitsskala anführte (so eine „Wochenpost“-Umfrage von 1995), dominierten hier doch die vertrauten Schriftsteller (Christa Wolf, Christoph Hein, Erwin Strittmatter, Stefan Heym) sowie Autoren der Weltliteratur (Thomas Mann, Ernest Hemingway und Leo Tolstoi). Als einziger Westdeutscher rangierte Mitte der 1990er Jahre Günter Grass unter den ersten Zehn, als einziger Amerikaner Stephen King.

Ähnliches ließ sich auch von den Bestsellerlisten Ost ablesen. Sie entstanden, da bis 1993 keine einzige ostdeutsche Buchhandlung in die Erhebungen der Zeitschriften „Spiegel“, „Gong“ und „Buchreport“ einbezogen wurde. Daher fehlten dort Publikumerfolge wie beispielsweise Strittmatters Buch „Der Laden“, das mit über 70 000 verkauften Exemplaren manch anderen Titel

gewiss verdrängt hätte. Zunächst von der „Wochenpost“ initiiert, wird die Liste inzwischen von der Tageszeitung „Neues Deutschland“ geführt. Im ersten Halbjahr 2005 beispielsweise lag die Übereinstimmung zur „Spiegel“-Liste bereits bei über 70 Prozent, im Januar 2009 sind es sogar schon 90 Prozent, wobei die Belletristiktitel nahezu identisch sind und sich nur in der Reihenfolge unterscheiden, wohingegen im Sachbuch spezifische Ostthemen einzeln hervorstechen.

## Bilanz

In den vergangenen 20 Jahren hat sich das einstige „Leseland“ grundlegend verändert. In dem Gebiet, in dem heute etwa 20 Prozent der deutschen Bevölkerung leben, haben auf der Produktionsseite ein deutlicher Abbau von Kapazitäten und eine Verlagerung nach Westen stattgefunden. Lediglich 4,5 Prozent aller Verlage Deutschlands sind noch in den östlichen Bundesländern beheimatet; deren Titelausstoß umfasst 2,1 Prozent der deutschen Buchproduktion, was einen Umsatzanteil an der Gesamtbranche von unter einem Prozent bedeutet. Berlin als Bundeshauptstadt zieht dagegen Verlage inzwischen an, sodass München als langjährige deutsche Buchhauptstadt vom ersten Platz verdrängt worden ist.

Die Absatzwege sind im Unterschied zum herstellenden Bereich deutlich gestärkt worden. Im Jahr 2006 registrierte der Börsenverein 647 ostdeutsche Buchhandlungen, was 12,8 Prozent aller Buchhandelsfirmen entspricht. Ihr Umsatzanteil an der Gesamtbranche beläuft sich auf 7,7 Prozent.<sup>18</sup> Die daran erkennbare geringe Kaufkraft im Osten Deutschlands wird von den Lesern durch eine verstärkte Bibliotheksnutzung ausgeglichen, sodass in der Häufigkeit der Buchlektüre wie auch bei den bevorzugten Titeln kaum mehr Unterschiede zum Westen der Republik festzustellen sind.

<sup>18</sup> Vgl. ebd., S. 26, S. 38.

<sup>17</sup> Vgl. Börsenverein (Anm. 8), S. 18.

Patricia F. Zeckert

# Die Internationale Leipziger Buchmesse

**W**äre das „Leseland“ ohne die Buchmesse in Leipzig möglich gewesen? Hier trafen sich Büchersuchende und Büchermachende – Leserinnen und Leser, Verlage, Autorinnen und Autoren. Die hauptamtlichen Funktionäre nutzen die Messe, um die Republik und ihre Politik zu inszenieren, die Verlage, um Bücher zu verkaufen, die es noch gar nicht gab, die Buchhändler, um Bücher zu be-

**Patricia F. Zeckert**

M.A., geb. 1980; Lehrbeauftragte am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig, Fachbereich Buchwissenschaft; Promotionsstipendiatin der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Burgstraße 21, 04109 Leipzig.  
patricia.zeckert@gmx.de

stellen, die sie nie erhalten würden – zumindest nicht in der gewünschten Menge, und die Leser, um Bücher zu sehen, die sie nur auf Umwegen bekamen. Die Buchmesse fachte den Lesehunger der DDR-Bürger an – allerdings auch den Hunger auf Unerwünschtes und Verbotenes, auf Unerreichbares. In gewisser Weise konterkarierte die Schau die von oben betriebene Konstruktion eines „Leselandes“. Entgegen den politischen Absichten beförderte sie die Mündigkeit des Lesers, eröffnete neue geistige Horizonte und Rezeptionsprozesse.

## Entwicklung der Buchmesse

In Leipzig fanden im Frühjahr und Herbst Universalmesen statt, auf denen immer mehrere Branchen ausstellten, darunter auch Verlage.<sup>1</sup> Zur ersten Friedensmesse nach dem Zweiten Weltkrieg, Anfang Mai 1946, waren etwa 40 buchhändlerische Firmen aus der Sowjetischen Besatzungszone anwesend. Die Buchverlage stellten gemeinsam mit Zeitungsverlagen sowie der Papier- und Schreibwarenbranche im Zentralmessepalast aus. In den ersten Jahren dokumentierten die Aussteller ihre Anstrengungen zum Wiederauf-

bau der Wirtschaft. Der Besatzungsmacht war an einer gesamtdeutschen Ausstrahlung gelegen, und speziell die Buchbranche wollte die Tradition des „Leipziger Platzes“ wiederbeleben, also die zentrale Rolle dortiger Firmen für die Buchauslieferung und -abrechnung in Mitteleuropa. Bald gesellten sich Aussteller aus den anderen Zonen dazu; 1948 reiste der erste ausländische Aussteller an, der Globus-Verlag aus Wien.

Erst im Frühjahr 1949 fand sich für die Verlagsserzeugnisse ein eigenes Messehaus in der Innenstadt, das Hansahaus. Obwohl sich dieser verwinkelte Bau zur wirkungsvollen Präsentation des Verlagsschaffens der neu gegründeten DDR wenig eignete, diente er doch 14 Jahre lang als Domizil. Bücher legte man dort meist nur nebeneinander auf Tische, spärliche Regalbauten ähnelten einer Wohnzimmer Einrichtung, und die Verwaltung Volkseigener Verlage riet: „Freundliche Standgestaltung durch Blumen trägt wesentlich zur Hebung der Kauffreudigkeit bei.“<sup>2</sup>

Der in den Abkommen zum Interzonenhandel festgeschriebene geringe Austausch von Büchern wirkte sich auch auf die Messteilnahme aus. Westdeutsche Literatur war Anfang der 1950er Jahre nur durch Interzonenhandelsfirmen präsent, die mehrere Verlage an wenigen Gemeinschaftsständen vertraten. Dagegen wuchs die Zahl der Aussteller aus den sozialistischen Ländern. Einen ersten Internationalisierungsschub aus westlicher Richtung erlebte die Buchmesse 1952: Seitdem zählten neben Österreich auch Verlage aus Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz zu den Ausstellern. Um die geschäftlichen Kontakte zu diesen zu verbessern und den Export von Büchern zu steigern, wurde Ende 1953 ein Außenhandelsunternehmen gegründet: Die Deutsche Buch-Export und -Import GmbH besaß fortan das Monopol für diesbezügliche Verträge. Außerdem übernahm sie einen Teil der Messeorganisation, die von Anfang an in den

<sup>1</sup> Dieser Beitrag beruht im Wesentlichen auf folgenden Archivbeständen: Ministerium für Kultur DR 1 und ZK der SED DY 30 im Bundesarchiv (BArch), Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig II im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig (SächsStA-L) sowie IM-Akten und solche der HA XX im Archiv der Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU).

<sup>2</sup> Anlage zum Messebericht der Verwaltung Volkseigener Verlage, 8. 9. 1955, BArch, DR 1/880.

Händen mehrerer Institutionen lag; Neben dem Buch-Export besorgte das Leipziger Messeamt die Veranstaltungslogistik, wie Standverteilung, Mobiliar und Messeausweise; dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler kamen repräsentative Aufgaben zu, wie die Organisation von Feierlichkeiten; bei der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel (HV) des Ministeriums für Kultur bzw. deren Vorgängereinrichtungen liefen alle Fäden zusammen.

Nachdem die Ausstellerzahlen der westdeutschen Verlage Mitte der 1950er Jahre wieder zu wachsen begonnen hatten, löste der Mauerbau auch für die Buchmesse eine Krise aus. Zum Herbst 1961 sagten fast alle Verlage aus der Bundesrepublik ihre Teilnahme ab, was durch ein „Empfehlungsschreiben“ des Frankfurter Börsenvereins an seine Mitgliedsverlage forciert worden war.

Die stärkste Konkurrenz zu Leipzig formierte sich durch die internationalen Buchmessen, die seit 1949 in Frankfurt am Main und ab 1956 in Warschau stattfanden. Nur wenige Jahre nachdem die erste polnische Bücherschau eröffnete – die sich zur wichtigsten Messe für den Ostblock entwickeln sollte –, begann man in der DDR, die Leipziger Stellung auf dem internationalen Parkett auszuloten. Im Vergleich zu den beiden anderen hatte die Buchmesse an der Pleiße nicht mehr genügend internationale Anziehungskraft und drohte in die Bedeutungslosigkeit abzurutschen – selbst die sozialistischen Verlage fuhren lieber an den Main als in das enge, unrepräsentative Hansahaus. Börsenverein und Buch-Export brachten diverse Ideen zur „Neugestaltung“ vor. Mit zugkräftigen Veranstaltungen und Preisverleihungen nach dem Vorbild des Frankfurter Friedenspreises des Deutschen Buchhandels sollte Leipzig wieder an Bedeutung gewinnen. Ein zähes Ringen begann vor allem um die Frage größerer Räumlichkeiten. Am Ende stellte das Leipziger Messeamt einen Neubau in Aussicht, der zur Herbstmesse 1963 tatsächlich eröffnete: das Messehaus am Markt. Dieses modernste Messehaus seiner Zeit wurde dankbar und staunend von der Branche, den Gästen und dem Publikum in Besitz genommen. Über das Ende der DDR hinaus prägte es das Gesicht und die Atmosphäre der Buchmesse.

Als das Verlagsschaffen auf den vier Etagen am Leipziger Markt endlich ein würdiges

Domizil gefunden hatte, entwickelte die Buchmesse ein neues Selbstverständnis. Sogar Walter Ulbricht nebst Gattin interessierte sich nun für die Neuerscheinungen der DDR-Verlage. Rein flächenmäßig reichte man wieder an Warschau heran, doch Frankfurt hatte Leipzig längst hinter sich gelassen: Das Messehaus am Markt bot 8000 Quadratmeter Ausstellungsfläche, wohingegen in Frankfurt schon 1963 rund 22 000 Quadratmeter zur Verfügung standen.

Die Zahl der Aussteller pegelte sich auf etwa 180 ein; durch die vielen Kollektivstände waren aber mehrere hundert Verlage präsent. Dennoch zeichnete sich immer deutlicher ab, dass die internationale Buchbranche den Leipziger Herbsttermin wegen der zeitlichen Nähe zu Frankfurt nur schlecht besuchte. Endlich setzte man die schon Ende der 1950er Jahre erwogenen Veränderungen um: Von 1973 an fand die Buchmesse nur noch im Frühjahr statt, und man erreichte gleich einen Rekord an ausstellenden Verlagen. Allerdings zeigte sich bald eine typische Begleiterscheinung der Buchmesse: der Kampf um die 5. Etage. Das Messehaus am Markt war zwar den Büchern vorbehalten, doch brachte das Messeamt im obersten Stockwerk Uhren und Jagdwaffen unter. Das Interesse der Aussteller an der Messe wuchs, sodass die Verlage aus der DDR zunehmende Standflächenkürzungen hinnehmen mussten, damit internationale und vor allem westliche Verlage – für den Ruf und für die Kasse – Platz fanden. Der Expansion der Buchmesse waren schlicht bauliche Grenzen gesetzt.

Gleichzeitig blieb ein widersprüchliches Problem bestehen: Es gehörte zur Tradition der Messe, dass das Ministerium für Außenhandel nicht ausreichend finanzielle Mittel bereitstellte, damit der Buch-Export die ausgestellten Bücher ankaufen und Gegengeschäfte mit westlichen Partnern abschließen konnte. Ein Inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit (IM), leitender Genosse des Buch-Exports, schrieb zur Messe 1979 resignierend: „Damit steht fest, dass am Ende des 4. Messtages für den Ankauf von Messeexponaten aus dem Bereich NSW – außer BRD/WB – keine einzige Valutamark zur Verfügung steht.“<sup>13</sup> Für viele Verlage war die

<sup>13</sup> Bericht des IM „Ludwig“, 14. 3. 1979, BStU, MfS, BV Leipzig, AIM 4011/92, Bd. II/3, Bl. 53. NSW = Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet.

Übernahme des Ausstellungsgutes aber der einzige ökonomische Anreiz, nach Leipzig zu kommen. Die Mitarbeiter des Buch-Exports saßen also zwischen den Stühlen, galt es doch einerseits, um die Internationalität der Buchmesse zu ringen, und andererseits den Ausstellern zu vermitteln, dass sie ohne Aufträge abreisen müssten. So gelang es den Messemachern über die Jahre nicht, mühsam akquirierte Länder zu halten, und „exotische“ Staaten wie Korea, Türkei, der Iran, Libyen, Ägypten, Nikaragua oder Griechenland gaben nur ein kurzes Gastspiel.

## „Leseland“-Hygiene

Die Staatsführung nahm in Kauf, dass mit den auswärtigen Ausstellern auch unerwünschte Ideen ins Land kamen. Doch versuchte sie diese unter Kontrolle zu halten, indem sie die Exponate der Verlage aus der Bundesrepublik und den „kapitalistischen Ländern“ zensierte. Über die Jahre etablierte sich dafür ein wirksamer Apparat: Mitarbeiter der Zollverwaltung und des Buch-Exports sortierten das Ausstellungsgut vor. Dabei konnte man sich auf die Expertise des dafür abgestellten Personals nicht unbedingt verlassen. Entsprechend informierte der IM „Lektor“, der als einziger beruflicher Lektor bei dieser Gruppe mitwirkte, die Staatssicherheit: „So konnte es zum Beispiel passieren, dass ein jüngerer Mitarbeiter (. . .) in völliger Unkenntnis einen Band des Hanser-Verlages (Marxismus-Leninismus) aussondern wollte, den der Verlag Hanser in Lizenz (DDR-Dietz-Verlag) verlegt hat. Der genannte Mitarbeiter nahm an, dass dieser Band eine Hetzschrift sei.“<sup>14</sup> Man kann sich ausmalen, dass die Vorkontrollreure Titel aus übermäßiger Vorsicht zensierten, zugleich aber aus Unkenntnis Ausstellungsgut passieren ließen, das anderen als „antisozialistisch“ galt.

Anschließend nahm sich eine Gutachterkommission, bestehend aus ideologisch geschulten Genossen der HV, im Hauptberuf Zensoren, der kniffligen Fälle an und verfasste Berichte über die Tendenzen im „negativ-feindlichen“ Ausstellungsgut. Danach erfolgte eine abschließende Nachkontrolle am Abend vor der Messeeröffnung, bei der die

<sup>14</sup> Bericht des IM „Reinhardt“ zu einer Information von „Lektor“, 9. 3. 1975, BStU, MfS, BV Leipzig, AIM 1112/91, Bd. II/2, Bl. 97.

Gutachter auf einem Rundgang durch das Messehaus am Markt sicherstellten, dass sich kein unerwünschter Nachzügler in die Regale geschlichen hatte.

Wie eine Zensurin der HV heute berichtet, kannten die Kommissionsmitglieder die Schwerpunkte zu beschlagnehmender Literatur durch ihre berufsbedingte Rezeption der westdeutschen Presse. Von mehreren tausend Titeln aus der Bundesrepublik beschlagnahmte die Kommission je nach politischer Großwetterlage und Menge der unliebsamen Aussteller ein- bis zweihundert. Die in der Sprache des Zolls „unter Verfügungsverbot gestellten Bücher“ erreichten 1973 mit 271 Titeln allein aus der Bundesrepublik einen Höhepunkt. Darunter fand sich Literatur über China und den Maoismus, Trotzki's Werke, Bücher von Wolf Biermann, Günter Grass und Alexander Solschenizyn.<sup>15</sup> Bis auf einige Jahre, in denen das Beschlagnahmungsbarometer aus verschiedenen Gründen wieder nach oben ausschlug, zensierte die Kommission rein quantitativ betrachtet in rückläufigen Quoten. Im Jahr 1989 monierte sie nur noch 24 Werke, dazu zählten „Durch die Erde ein Riß“ von Erich Loest und „Die wunderbaren Jahre“ von Reiner Kunze – auch Solschenizyn-Titel duldeten man immer noch nicht.<sup>16</sup>

Was die Kontrolle der ausgestellten DDR-Produktion angeht, so war sie bereits durch die erteilten Druckgenehmigungen auf Linie gebracht worden. Weil aber die Präsentationen der Verlage zu wünschen übrig ließen, führte die für die Messe zuständige Parteileitung der Abteilung Literatur und Buchwesen zur Frühjahrsmesse 1960 einen Wettbewerb um die beste Standgestaltung ein.<sup>17</sup> Bald darauf forderte die Abteilung Literaturpropaganda von den Verlagen außerdem ein so genanntes Drehbuch, das die „ideologisch-

<sup>15</sup> Dienststelle Buchmesse [der Zollverwaltung], Aufstellung der zur LFM 1973 auf Sicherstellung unterschiedenen Buchexponate, BStU, MfS, HA XX, 13018, Bl. 30–77.

<sup>16</sup> Einschätzung zu politisch-operativ beachtenswerten Erscheinungen im Zusammenhang mit der Internationalen Leipziger Buchmesse 1989, 16. 3. 1989, BStU, MfS, HA XX/AKG, 6661, Bl. 68–70.

<sup>17</sup> Schreiben der Abt. Literatur und Buchwesen, Vorbereitende Parteileitung für das HansaHaus an alle Parteisekretäre der beteiligten Verlage, 11. 1. 1960, BArch, DY 30/IV 2/9.04/695, Bl. 109 f., hier Bl. 109.

künstlerische“ Standkonzeption inklusive der Aussagen und Gestaltungsideen enthielt,<sup>18</sup> denn noch immer zeigten sich Probleme in der geringen Aussagekraft der Präsentationen. Die Verlage sollten mehr Wert auf die ästhetische Gestaltung legen, informativer und individueller über ihr Programm informieren, den Export betonen und dabei zugleich politische Themen einbinden, wie beispielsweise den 20. Jahrestag der SED zur Frühjahrmesse 1966.<sup>19</sup>

Eine weitere Tradition der Buchmesse, um eine wirkungsvolle Zurschaustellung des DDR-Verlagsschaffens zu gewährleisten, stellte die Abnahmekommission dar. Sie inspizierte auf einem Rundgang im Messehaus die ausgestellte Produktion der DDR-Verlage letztmalig vor der Eröffnung. Funktionäre aus den Abteilungen Wissenschaften und Kultur des ZK der SED, der Leiter der HV und verschiedene weitere Institutionen des Buchwesens gaben bei dieser Generalprobe letzte Anweisungen, etwa, Erich Honecker größer darzustellen oder die Marx-Titel stärker im Vordergrund zu platzieren. Denn die Messe sollte ihren Beitrag leisten „zur Darstellung der sozialistischen deutschen Nation, zur Verbreitung und Pflege ihres Erbes, zur Propagierung der marxistisch-leninistischen Weltanschauung und zur sozialistischen Lebensweise sowie zur Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Ideologie“.<sup>10</sup>

## „Leseland“-Propaganda

Die Buchmesse war konzipiert als Leistungsschau der Errungenschaften des DDR-Verlagswesens. Damit die Welt davon Kenntnis nehmen konnte, fand seit 1958 traditionell immer am Vormittag des Messe-Montags eine Pressekonferenz statt. Einen Tag zuvor war in glanzvollem Rahmen und mit hochkarätiger Besetzung die feierliche Eröffnung über die Bühne gegangen. Im Verlauf der Messe folgten weitere Empfänge, auf denen sich das „Leseland“ und die Buchstadt feierten.

<sup>18</sup> Schreiben der Abt. Literatur und Buchwesen an alle Verlagsleiter, 9. 4. 1962, BArch, DR 1/1055.

<sup>19</sup> Vgl. Bericht Frühjahrmesse 1966 der HV, 28. 3. 1966, BArch, DY 30/IV A2/9.04/499.

<sup>10</sup> Messebericht der Abt. Literaturverbreitung und -propaganda, 27. 3. 1979, BArch, DR 1/1703, Bl. 421–436, hier Bl. 421.

Die Pressekonferenz, als deren offizieller Ausrichter der Börsenverein agierte, besuchten immer um die 200 Journalisten und Verlagsvertreter. Etwa ein Viertel der Anwesenden rekrutierte sich aus Abgesandten der Verlags- und Buchhandelsinstitutionen, des Ministeriums für Außenhandel und Innerdeutschen Handel, des Rates der Stadt, der SED und des Leipziger Messeamts. Weitere 20 bis 50 Teilnehmer kamen aus Westdeutschland. Dabei waren schon in den Anfangsjahren wichtige überregionale Tageszeitungen wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ) präsent. Von Mitte der 1960er Jahre an schrieben die Blätter regelmäßig über die Buchmesse, wobei es nach und nach Usus wurde, im Feuilleton mindestens dreimal durch Korrespondenten aus Leipzig zu berichten: anlässlich der Eröffnungsveranstaltung oder der Pressekonferenz, zu den Neuerscheinungen und nach Ende der Buchschau. Aus dieser umfangreichen Notiznahme durch die westdeutsche Presse kann man schlussfolgern, dass die akkreditierten Journalisten die Buchmesse als kulturpolitisches Barometer nutzten. Auf der Pressekonferenz bot sich ihnen die Möglichkeit, den Verantwortlichen des Literaturbetriebs Fragen zu stellen, mal mehr und mal weniger kritische.

Schon die alljährliche Auswahl des Podiums verdeutlicht, welche standfeste ideologische Wand den Medienvertretern vorgesetzt wurde: der stellvertretende Minister für Kultur, der amtierende Vorsteher des Börsenvereins, wichtige Verleger wie die von Volk und Welt, Aufbau, Dietz oder des Akademie-Verlags, manchmal zusätzlich einige repräsentative Autoren. Ablauf und Themen der Konferenz erschienen im Nachhinein monoton, wiederkehrend und politisch-standardisiert. Es hatte sich eingebürgert, dass der Börsenvereinsvorsteher zuerst die Bilanz des DDR-Buchschaffens und seine Ziele im kommenden Jahr vortrug: Zahlen zur Buch- und Titelproduktion, zu Lizenz- und Exportgeschäften, Details über die Programmschwerpunkte der aktuellen Verlagsproduktionen meist unter politischen Vorzeichen wie die Vorbereitung bestimmter Parteitage, DDR-Jahrestage und Jubiläen „sozialistischer Idole“ wie Lenin, Ernst Thälmann oder Karl Marx, außerdem Ausführungen zum buchkünstlerischen Engagement, etwa während der Ausstellung der „Schönsten Bücher“ oder bei einer der alle sechs Jahre stattfindenden „Internationalen

Buchkunstausstellungen“ (iba), weiterhin Informationen zu DDR-Buchausstellungen im Ausland und zu sonstigen Kooperationen mit den sozialistischen Ländern – eben alle aktuellen Eckdaten des „Leselandes“.

Von 1973 an hatte Klaus Höpcke die Funktion des stellvertretenden Ministers für Kultur und Leiters der HV inne. Der „Buchminister“ war bekannt für seine Rede- und Wortgewandtheit; davon legen auch die stenografischen Protokolle der Pressekonferenzen Zeugnis ab. Er nutzte diese Bühne, um die Verdienste der DDR in punkto Buch ausgiebig zu demonstrieren. Dass dabei Manipulation im Spiel war, verdeutlichen die in den Akten dokumentierten umfangreichen Vor- und Nachbereitungen der Veranstaltung: Von der ersten Pressekonferenz an verordnete der Börsenverein, abgesegnet von der HV bzw. deren Vorgängerinstitutionen, den Journalisten aus der DDR im Vorfeld Fragen, die sie während der Veranstaltung stellen sollten und die ausgesuchte, inhaltlich ergänzende Themen inszenierten.<sup>11</sup> Gleichfalls bestimmte er das Podiumspersonal, das sich auf deren Beantwortung vorzubereiten hatte.

Auf der Pressekonferenz der Buchmesse 1980 etwa fragten einige der DDR-Presse- und Rundfunkorgane trotz vorheriger Zusicherungen nichts, sodass die „Konzeption“ der Veranstaltung platzte, weil wesentliche „Fragenkomplexe“ unter den Tisch gefallen waren. Höpcke wartete, wie er in einem Brief an den stellvertretenden Leiter der Abteilung Agitation des ZK der SED, Klaus Raddatz, mitteilte, vergeblich auf eine Frage des Rundfunks zum Schaffen von Debütanten, „eine Frage, in deren Beantwortung wir mit Hinweisen auf eine ganze Reihe von Werken aus der Feder von Autoren jüngerer Jahrgänge belegen wollten, wie hier vom ideologisch-künstlerischen Gehalt her das Sozialistische im Werk der Älteren aufgegriffen und fortgeführt wird (was, wie Du weißt, politisch nicht unwichtig ist, um Spekulationen des Gegners auf *die* Jungen bei uns zurückzuweisen).“<sup>12</sup> Das gewünschte „offensive Auftre-

ten der DDR-Massenmedien“ schlug fehl. Stattdessen musste man zusehen, wie sich die Vertreter der westdeutschen Medien „wieder stärker in den Mittelpunkt der Pressekonferenz“ rückten,<sup>13</sup> nämlich mit Fragen zu den Ausreisen der Schriftsteller, zu Nachauflagen von Verbandsausgeschlossenen, sich hinauszögernden Erscheinungsterminen oder zur Stalinkritik in der DDR.

Die selbstsicheren westdeutschen Fragesteller waren für die Pressekonferenz eine unberechenbare Unbekannte. Um auch auf deren Fragen vorbereitet zu sein, spionierte die Staatssicherheit in ihrem Umfeld mit IM, die Informationen zu geplanten Fragen der Journalisten und ihren etwaigen Übereinkünften zu ihrem Verhalten auf der Pressekonferenz sammelten. So hätten sich die Medienvertreter 1977 in Erwartung eines „große(n) kulturpolitische(n) Knall(s)“ vorgenommen, provozierend zu Biermann zu fragen und damit das Präsidium der Pressekonferenz „in die Enge zu treiben“<sup>14</sup> – was aber am Ende nicht gelang. Insofern gab es aus dieser Richtung zu erwartende Fragen, auf die sich Höpcke einstellen konnte, sodass er stets „entsprechend der mit der Kulturabteilung des ZK der SED abgestimmten, parteilich-konsequenten und sachlichen Form“ reagierte.<sup>15</sup>

Die DDR sollte also über das „Leseland“ hinausweisend um jeden Preis und mit Unterstützung der inländischen Medien sowie der Staatssicherheit vor der internationalen, aber vor allem vor der westdeutschen Öffentlichkeit eine gute Figur machen. Trotz der politischen Vereinnahmung des Kommunikationsinstruments Pressekonferenz bot sie eine Plattform, um deutsch-deutsche Literaturprozesse ausloten zu können.

## Schein und Sein

Dass die große Schau der DDR-Verlage in weiten Teilen nur ein Bluff war, zeigte die

<sup>11</sup> Vgl. Pressestelle des Börsenvereins Offermanns an HV Verlagswesen Junge, 2. 9. 1958, SächsStA-L, 21766 Börsenverein II, Nr. 1097, Bl. 37.

<sup>12</sup> Höpcke an Raddatz, 12. 3. 1980, BStU, MfS, HA XX, 11868, Bd. 2, Bl. 478 f., hier Bl. 479; Hervorhebung im Original.

<sup>13</sup> Vgl. Information der HA XX zur Pressekonferenz, 10. 3. 1980, BStU, MfS, HA XX, 2269, Bl. 18–21, hier Bl. 19.

<sup>14</sup> Vgl. HA XX, Einsatzgruppe Messe, Bericht über politisch-operative Aktivitäten zur Buchmesse, 19. 3. 1977, BStU, MfS, HA XX, 11866, Bl. 230–251, hier Bl. 247.

<sup>15</sup> Vgl. Information der HA XX, Einsatzgruppe Messe zur Pressekonferenz, 12. 3. 1979, BStU, MfS, HA XX, 6874, Bl. 94–96, hier Bl. 96.

Menge an Blindbänden, die sich in den Regalen befanden, also Muster des fertigen Buches mit leeren Seiten. Auf der Frühjahrsmesse 1965 betraf das mehr als 800 Titel, die erst zur Herbstmesse im Original gezeigt werden konnten, zusätzlich zu 1900 Neuerscheinungen und weiteren rund 7000 Titeln aus der lieferbaren Produktion.<sup>16</sup> Die Blindbände blieben ein drängendes Problem. Wie in einem Messeabschlussbericht deutlich wird, unterhöhlten sie die Informationsfunktion der Messe für Buchhandel, Geschäftspartner und Publikum: „Es fällt negativ auf, dass auf allen Gebieten eine große Zahl von Blindtiteln ausgestellt wird. Diese Unsitte bewirkt, dass es kaum möglich ist, sich einen realen Überblick über das tatsächliche Angebot zu schaffen.“<sup>17</sup> Berechtigterweise nannte die FAZ die Leipziger Buchmesse eine „Leistungsschau der Blindbände“.<sup>18</sup>

Über die Gründe wissen Verlagsmitarbeiter zu berichten, dass der Messetermin im März ungünstig im Jahresablauf lag. Denn erst im April bekamen die Verlage die Papierzuteilungen für das laufende Jahr, sodass im März noch keine Novitäten gedruckt werden konnten. Was an neuen Titeln in den Regalen stand, waren Phantome oder aber so genannte Überhänge, die im vergangenen Jahr nicht geschafft und dann im Januar und Februar gebracht wurden. Den Verlagsmitarbeitern blieb nichts anderes übrig, als mühevoll die Ausstellungsmuster zusammenzubasteln und den Hülsen noch kurz vor der Standabnahme die fertigen Schutzumschläge überzustreifen.

Trotz dieser Mängel in der Präsentation orderten die Buchhändler der DDR in großen Mengen, sodass die Vertriebsmitarbeiter der Verlage den ganzen Tag damit beschäftigt waren, Bestellungen zu schreiben. Diese Vormerker gingen in die Hunderttausende; von ihnen wurde anschließend nur ein Bruchteil tatsächlich gedruckt. In der Tat traten die literarischen Versorgungslücken auf der Messe deutlich zutage: Die Menge der überzeichneten Titel schwankte in den 1960er Jahren zwischen zwei- und dreihundert, mehrheitlich

<sup>16</sup> Vgl. Bericht der HV über die Herbstmesse 1965, BArch, DY 30/IV A2/9.04/498.

<sup>17</sup> Bericht der Abt. Literaturverbreitung und -propaganda über die Frühjahrsmesse 1968, BArch, DY 30/IV A2/9.04/499.

<sup>18</sup> Rolf Michaelis, Bücherherbst im Jahr der roten Nelken, in: FAZ vom 4. 9. 1969.

Belletristik. Die Buchhändler bestellten an den Messetagen auch mehr als geplant beim Kinderbuchverlag, aus dessen Neuerscheinungen und Nachauflagen 68 von 92 Titeln zur Herbstmesse 1969 überzeichnet waren.<sup>19</sup> Diese Fehler im System hintertrieben regelrecht den Gedanken einer „Leseland“-Leistungsschau.

## Buchbeschaffung

Für das Publikum erfüllten sich in Leipzig Sehnsüchte, die vor allem jenseits der Mauern des „Leselandes“ lagen. Die Buchmesse ist in der kollektiven Erinnerung zu einem „Fenster zur Welt“ bzw. in den Westen geworden. Unbestreitbar stellte die Bücherschau einen der wichtigsten Kanäle neben der Deutschen Bibliothek, dem deutsch-deutschen Schmuggelverkehr und dem Postversand dar, um an Westbücher zu gelangen. Das Besondere an der Messe war, dass sich der westdeutsche Buchmarkt in seiner Vielfalt und vor allem in seiner Aktualität überblicken sowie haptisch erfahren ließ und jeder hier ohne große Umstände Zugang hatte – abgesehen von der Alterseinschränkung ab 14 Jahren. Von dieser günstigen Möglichkeit machten die Buchinteressierten ausgiebig Gebrauch: Zu den Erinnerungsmustern an die Messe zählen Menschenmassen, dichtes Gedränge und die Hitze im Messehaus am Markt. Aus der ganzen DDR reisten Besucher an und nahmen dafür sogar Urlaub. Obwohl dieser Ansturm für die geschäftlichen Kontakte manchmal lästig war, schränkte das Messeamt den Zutritt privater Besucher zugunsten von Fachbesuchertagen nie ein, wie beispielsweise in Frankfurt praktiziert.

Die Zahl der Verlage aus Westdeutschland rangierte seit Anfang der 1970er Jahre zwischen 30 und 40 Einzelausstellern, wobei zusätzlich mehrere hundert Verlage an wenigen Gemeinschaftsständen auftraten. Die Ausstellerstruktur zeigt, dass hauptsächlich wissenschaftliche und Fachverlage zu den Leipzig-Treuen zählten, denn die DDR investierte ihre Importdevisen vor allem dort und hatte für erzählende Literatur kaum finanzielle Mittel übrig. Doch besuchten auch die großen Belletristik- und Sachbuchverlage der

<sup>19</sup> Bericht der Abt. Literaturverbreitung und -propaganda über die Buchmesse Herbst 1969, BArch, DY 30/IV A2/9.04/500.

Bundesrepublik die Messe, sodass sich dem DDR-Leser ein beeindruckender Querschnitt durch die westdeutsche Verlagslandschaft darbot. Häuser wie Rowohlt, dtv, Hanser, Luchterhand, Suhrkamp oder Bertelsmann gehörten zu den Attraktionen der Buchmesse. Oben erwähnter „Lektor“ berichtete 1981, dass sich irrtümlicherweise am Stand von Gustav Fischer – Verlag medizinischer Fachliteratur – Menschentrauben gebildet hätten. Die Besucher seien der Annahme gewesen, es handle sich um den S. Fischer Verlag, der allerdings zu dieser Messe nicht zu den Ausstellern zählte.<sup>120</sup> Solche Irrtümer waren indes Einzelfälle, denn unter den westdeutschen Verlagsmitarbeitern galt das Leipziger Publikum als extrem gut informiert über die West-Programme, wie man an den detaillierten Fragen erkennen konnte.

Überdies zeigte das bundesrepublikanische Standpersonal viel Verständnis für die literarischen Bedürfnisse der neugierigen DDR-Leser: Legendär ist die westliche Toleranz gegenüber Buchdiebstählen, die meist in einem Atemzug mit der Messe genannt werden. Uwe Tellkamp thematisiert dieses Phänomen in seinem Roman „Der Turm“. Dort beschreibt er den Buchmessebesuch der „Locusta bibliophila“, der ostdeutschen Bücherheuschrecke, die sich von Werken aus dem „Nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet“ ernährt. Diese literarische Darstellung offenbart stellvertretend für Zeitzeugenberichte die Planung, Ausrüstung, die Strategien, Angriffsarten, Ängste und die Beute der Bücher stehlenden Geschwader.<sup>121</sup> Der Staatssicherheit galt dergleichen als gefährliches, wenn gleich unlösbares Problem, vor allem wegen der „ideologischen Zersetzung“, die der Bevölkerung drohte, aber auch, weil der gute Ruf der Messe Schaden nahm. So dokumentierte sie zwar ausführlich Hintergründe zu gestellten Bücherdieben, doch bildeten diese mengenmäßig nur einen Bruchteil der Langfinger insgesamt ab.<sup>122</sup> Diese Sisyphusarbeit teilten sich die MfS-Mitarbeiter im Messehaus am Markt mit der Volkspolizei.

<sup>120</sup> Vgl. Information des „Lektor“, 15. 3. 1981, BStU, MfS, BV Leipzig, AIM 1112/91, Bd. II/3, Bl. 60.

<sup>121</sup> Uwe Tellkamp, *Der Turm*, Frankfurt/M. 2008, S. 308–312.

<sup>122</sup> Details dazu in einem Beitrag der Autorin in Siegfried Lokatis/Ingrid Sonntag (Hrsg.), *Heimliche Leser in der DDR. Kontrolle und Verbreitung unerlaubter Literatur*, Berlin 2008, S. 232–244.

Etwas weniger als die Hälfte der Befragten einer qualitativen Untersuchung,<sup>123</sup> welche die Motive des Buchmessebesuchs der DDR-Leser ergründet, nutzte die Messe tatsächlich für die materielle Literaturbeschaffung. Dabei stahl die Mehrheit unorganisiert, gezielt und wenige Titel. Nur in Einzelfällen handelte es sich um wahre Klaugeschwader ähnlich den erwähnten Bücherheuschrecken. Vor allem Studenten wandten diese Methode an und besuchten die Messe, um gezielt Bücher „zu besorgen“. Sie sprachen sich untereinander über gemeinsame Treffpunkte ab und kooperierten mit Kellnerinnen in Cafés, um die „Beute“ zwischenzulagern. Die Untersuchung zeigt auch, dass es jenseits der mythischen Reduktion der Buchmesse auf den Klau den Typ Besucher gab, der Westliteratur vor Ort zur Kenntnis nahm, weil er das Stehlen als zu riskant empfand oder ihm andere Bezugswege offen standen. Ein weiterer Typus ging hauptsächlich auf die Messe, um von der einmaligen breiten Übersicht über die ostdeutschen Neuerscheinungen zu profitieren. Wie der Befragte R. betreten diese Personen das Messehaus gut vorbereitet: Er informierte sich im Vorfeld durch den Vorankündigungsdienst des Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels, ein Branchenarbeitsmittel, das die wichtigsten Titelangaben der Neuerscheinungen enthielt. Eine optische Vorstellung konnte er aber nur auf der Messe gewinnen und die genauen Termine von den Verlagsmitarbeitern erfahren. R. schrieb sich Listen mit interessanten Titeln, die er dann „abarbeitete“. Gleich nach seinem Messebesuch eilte er in die Buchhandlung, um beim Bestellen möglichst unter den Ersten zu sein und die Chance zu erhöhen, tatsächlich ein Exemplar der Auflage zu erhalten.

## Autoren und Leser

In den qualitativen Interviews erinnern sich Zeitzeugen nur sehr selten an Lesungen, die während der Buchmesse stattfanden. Das literarische Rahmenprogramm der DDR-Buchmesse reichte keinesfalls an die Ausmaße von „Leipzig liest“ heran. Spricht man heute von 1900 Veranstaltungen mit Zehntausenden Besuchern – man schmückt sich damit, größtes Lesefestival Europas zu sein –, waren es in

<sup>123</sup> Durchgeführt mit 18 Interviewpartnern im Dezember 2008 mit Unterstützung von Studenten des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig.

den 1980er Jahren etwa 30 Veranstaltungen, zu denen um die 2000 Gäste kamen. Die öffentliche Wahrnehmung war damals vergleichsweise gering, zumal literarische Veranstaltungen vornehmlich nicht in Zusammenhang mit der Buchmesse gebracht wurden, sondern vielmehr zum Messekulturprogramm zählten, das Leipzig für seine Gäste auf die Beine stellte.

Zu den Ideen, die für die Neugestaltung der Buchmesse Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre eingebracht wurden, gehörten auch öffentliche Veranstaltungen. Die HV rief die Verlage in den Direktiven stets dazu auf, die Messe als wirkungsvolle Gelegenheit für „literaturpropagandistische Veranstaltungen“ – eine Mischung aus Lese- und Absatzförderung – zu nutzen. Es fanden nicht nur Autorenlesungen und Buchvorstellungen statt, sondern auch Lichtbildpräsentationen, musikalisch-literarische Abende oder politisch-theoretische Vorträge zum Beispiel des Dietz Verlags „über die Bedeutung der Theorie von Karl Marx für das entwickelte gesellschaftliche System des Sozialismus in der DDR“.<sup>24</sup> Typische Orte waren die Buchhandlung Franz-Mehring-Haus – einst größte Buchhandlung der DDR, mittlerweile aktuellster Verlust der „Buchstadt“ –, das Gohliser Schloßchen oder die Alte Handelsbörse.

Auswärtige Messe Gäste berücksichtigte man beim Verkauf der Eintrittskarten bevorzugt. Entsprechend schwierig war es für den Durchschnittsbürger, begehrte Veranstaltungen zu besuchen. Bei einer Buchvorstellung mit Reiner Kunze Anfang der 1970er Jahre mussten sich Mitarbeiter des Reclam-Verlags mit aller Kraft gegen die Saaltüren stemmen, weil eine Menschenmasse ohne Karten auf Einlass drängte – sogar durch die Toilettenfenster. Diese Veranstaltungen waren ein begehrtes Austauschforum für Literaturbegeisterte; hier konnte man Autoren erleben, ihren Gedanken folgen und Fragen stellen. Lesungen beliebter DDR-Schriftsteller wie Erwin Strittmatter, Christa Wolf, Volker Braun, Stephan Hermlin oder Franz Fühmann gehörten zu den attraktivsten; ebenso wie die selten begrüßten ausländischen Autoren aus der Sowjetunion, der Schweiz oder Österreich wie Erich Fried oder Adolf Muschg. Vereinzelt stellten sich ab den 1970er Jahren sogar westdeutsche Schriftsteller dem DDR-Publikum vor. Veranstaltungen mit Rolf Hochhuth, Martin Walser oder Peter Härtling platzten aus allen Nähten.

## Nach dem „Leseland“

Nach der Wiedervereinigung war auch die Buchmesse von der allgemeinen Neuordnung der Märkte betrof-

fen. Während sie in der DDR die Funktion einer Ordermesse für den Buchhandel erfüllte, blieben die Sortimenter Anfang der 1990er Jahre fern, worüber die ausstellenden Verlage klagten. Im Börsenblatt kann man ihre Unzufriedenheit über die Messe nachlesen, deren wirtschaftlicher Erfolg „eine totale Katastrophe“ gewesen sei.<sup>25</sup> Damit war die Diskussion um die Messeplätze Frankfurt am Main versus Leipzig entbrannt, wobei viele der Pleiße-Veranstaltung keine Chance gaben und eine zweite deutsche Buchmesse als überflüssig erachteten. Dringend forderte man ein tragfähiges Konzept.

Unter der finanziellen Federführung durch Club Bertelsmann hoben die Messemacher 1992 „Leipzig liest“ aus der Taufe, was der Auftakt war für den noch heute mit der Buchmesse assoziierten intensiven Verlag/Autor-Leser-Kontakt. Daneben sollte sich das Leipziger Profil am Ende eines schwierigen Abgrenzungsprozesses gegenüber Frankfurt durch die folgenden Komponenten auszeichnen: der Termin als fester Buchhandels- und Branchentreffpunkt im Frühjahr, Brückenschlag nach Osteuropa, außerdem Wissenstransfer durch Fachtagungen. Dies alles setzte die 1991 gegründete Leipziger Messe GmbH in eigener Regie um. Der Börsenverein beschränkte sich per Vertrag 1994 in Leipzig allein auf eine ideelle Trägerschaft, im Gegensatz zur Frankfurter Messe, die er ausrichtet. Damit ersparte sich die Buchmesse im Osten langfristig einen möglicherweise komplizierten Interessenausgleich.

Erneut prophezeiten die Verlage den Messetod, als die Organisatoren 1997 den Umzug in die modernen Hallen des Neuen Messegeländes im Norden der Stadt ankündigten. Wieder dokumentiert ein Blick in das Börsenblatt die mehrheitliche Skepsis der Verlage: Sie wollten eine Verlegung nicht mittragen, weil sie mittlerweile das intime Ambiente des Messehauses am Markt und vor allem die praktische Innenstadtlage überaus schätzten. Doch erneut ging alles gut, die Verlage ließen sich überzeugen und die Buchmesse konnte in den Folgejahren expandieren, bis sie 2005 erstmals schwarze Zahlen schrieb. Mittlerweile kommen über 2000 Aussteller aus knapp 40 Ländern nach Leipzig und belegen mehr als 60 000 Quadratmeter Hallenfläche. Über die Jahre wandelte sich dabei der Charakter. Heute schätzen die Verlage Leipzig als wirksame Publikumsmesse. Indes, für die Besucher ist das Fiebern auf das Begehrte, das Risiko und der Reiz der Vielfalt weitgehend verschwunden.

<sup>24</sup> Vgl. Bericht der Abt. Literaturverbreitung und -propaganda über die Leipziger Frühjahrmesse 1968, BAArch, DY 30/IV A2/9.04/499.

<sup>25</sup> Dialog zum Messeplatz, in: Börsenblatt Nr. 42 vom 28. 5. 1991, S. 1850.

# APuZ

Nächste Ausgabe

12/2009 · 16. März 2009

## Zypern

*Heinz A. Richter*

Historische Hintergründe des Zypernkonflikts

*Hubert Faustmann*

Die Verhandlungen zur Wiedervereinigung Zyperns: 1974–2008

*Ayla Gürel*

Eigentums- und Bevölkerungsfragen im geteilten Zypern

*Yiannis Papadakis*

Griechischer, türkischer oder „zypriotischer“ Kaffee?

*Murat Ilican Erdal*

Das Zusammenspiel von Wirtschaft, Umwelt und Tourismus in Zypern

*Andreas Stergiou*

Zypern: Gesellschaft, Parteien, Gewerkschaften

*Dorothee Pilavas*

Begegnungen in der Pufferzone

Herausgegeben von  
der Bundeszentrale  
für politische Bildung  
Adenauerallee 86  
53113 Bonn.



### Redaktion

Dr. Katharina Belwe  
Dr. Hans-Georg Golz  
(verantwortlich für diese Ausgabe)  
Manuel Halbauer (Volontär)  
Johannes Piepenbrink  
Telefon: (0 18 88) 5 15-0  
oder (02 28) 9 95 15-0

### Internet

[www.bpb.de/apuz](http://www.bpb.de/apuz)  
[apuz@bpb.de](mailto:apuz@bpb.de)

### Druck

Frankfurter Societäts-  
Druckerei GmbH  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main.

### Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift  
*Aus Politik und Zeitgeschichte*
- Abonnementsbestellungen der  
Wochenzeitung einschließlich  
*APuZ* zum Preis von Euro 19,15  
halbjährlich, Jahresvorzugspreis  
Euro 34,90 einschließlich  
Mehrwertsteuer; Kündigung  
drei Wochen vor Ablauf  
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der  
Wochenzeitung **Das Parlament**  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main.  
Telefon (0 69) 75 01-42 53  
Telefax (0 69) 75 01-45 02  
[parlament@fsd.de](mailto:parlament@fsd.de)

Die Veröffentlichungen  
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*  
stellen keine Meinungsäußerung  
der Herausgeberin dar; sie dienen  
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen  
Kopien in Klassensatzstärke herge-  
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

*Marion Titze*

## 3-8 **Die retuschierte Wirklichkeit**

Was meint der Mythos vom „Leseland“ DDR? Die florierenden Bibliotheken? Oder die Schriftstellerbasare, weil dort auf den Signiertisch kam, was sonst nur unterm Ladentisch zu bekommen war? Oder der Umstand, dass Lesen überhaupt einen hohen Stellenwert hatte, dass die Bücher preiswert waren?

*Frauke Meyer-Gosau*

## 9-14 **Leseland? Legoland? Lummerland? Kummerland!**

Worum handelte es sich beim „Leseland“? Ein Blick auf die Szene der DDR-Literaturspezialisten und ein weiterer in Michael Endes Roman „Jim Knopf“ führen in ein Gelände aus „Utopie“-Hoffnungen, dem instrumentellen Gebrauch von Literatur und Autoren sowie des Orwell'schen „Neusprech“.

*Rüdiger Thomas*

## 15-23 **Lebensmuster – Wege zu Christa Wolf**

Christa Wolfs Werke spannen einen Bogen, der von den mentalen Folgen der deutschen Teilung über die Selbstbehauptung gegen kollektive Vereinnahmung bis zum Gang in die Zeittiefe der vorantiken Mythen reicht und in „Medea“ das „wilde Denken“ eines selbstbewussten Feminismus entdeckt.

*Siegfried Lokatis*

## 23-31 **Die Hauptverwaltung des Leselandes**

Das Selbstverständnis der DDR als „Leseland“ oder als „Literaturgesellschaft“ war nicht aus der Luft gegriffen, aber die Lesefreudigkeit der Bevölkerung war nicht nur auf die staatliche Leseförderung, sondern auch auf den Wunsch nach von der Zensur vorenthaltener Literatur zurückzuführen.

*Christoph Links*

## 32-38 **Was blieb vom Leseland DDR?**

Nach der Privatisierung der staats- und parteieigenen Betriebe sind die produzierenden Verlage deutlich abgebaut worden, während die Zahl der Buchhandlungen zugenommen hat. Es änderten sich auch die Finanzierungssysteme für Bibliotheken, was nicht ohne Auswirkungen auf das Leseverhalten blieb.

*Patricia F. Zeckert*

## 39-46 **Die Internationale Leipziger Buchmesse**

Das „Leseland“-Konstrukt findet man kondensiert auf den Leipziger Buchmessen wieder. Der Beitrag illustriert die Entwicklung der Messe als Schlaraffenland für den Leser, als Handelsplattform und Leistungsschau für die Branche sowie als internationales Podium für die Selbstinszenierung der DDR-Staatsführung.